

HEFTE

Fit-for-fun-Raving-Society / Generation XXL / coole Loser? - Die Nachfolger der 89er berichten über Chaos und Cola, Gott und Girlies, Korsett und Karriere, Zeichen und Bildung. Über mediale Träumereien, ernüchternde Wirklichkeiten und das böse Erwachen der 68er

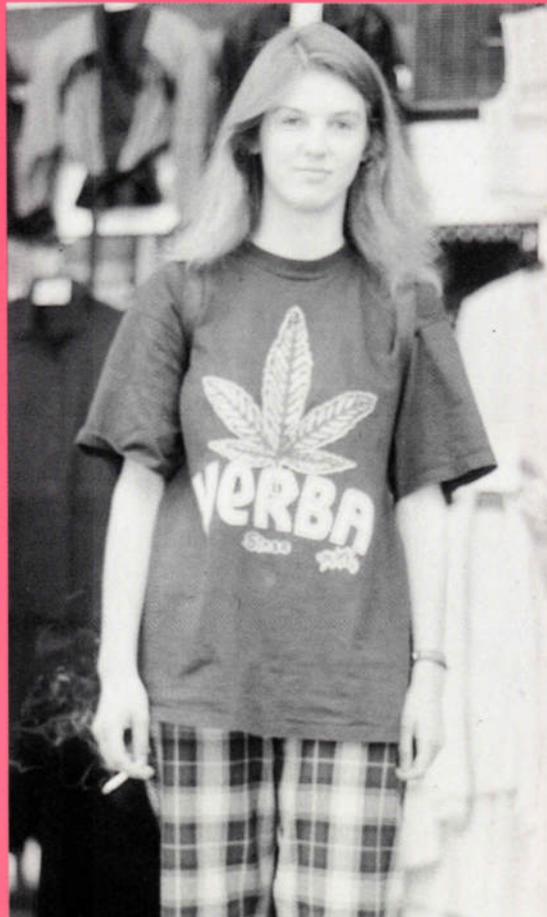
„Sagen Sie doch lieber Saarausbau ...“ Wie man eine Flußzerstörung schönredet und für sie noch Staatsknete bekommt

„Saan Se mir mol, wer sich do hinsetze dut?“ Wie man dafür sorgt, daß die Bürger nicht zuviel draußen herumlungern

„Haste mal 'ne Nutzungsverordnung?“ Wie man endlich Ruhe schafft, wenn öffentlicher Raum doch noch belebt ist

Wie man sich die Fremden rechtmäßig vom Leib hält
Zum Entwurf eines Ausländerabschreckungsgesetzes

Stink Geld doch? - Wie man auch als Unternehmer einen Scheiß-Job haben kann



Vier Seiten Kunst ...
Radierungen von
Friederike Bauer

*Portrait des Künstlers als
junger Scharfrichter –
Kurzgeschichte von Helge
Dawo*

Too old to rock 'n roll ...
Ein Interview mit dem
Jung-Komponisten
Christoph-Andreas Barth

*Radio wird quälend oft emp-
funden ...
Die Wut über das „Rondo
capriccio“ am Morgen*

Unser Bücher-Herbst
Neue Produktionen aus
Lyrik, Prosa und Sachbuch

Heft 74
September 1995

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 74, September 1995

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Geschäftsführende Redaktion (verantwortlich):

Hans Horch, Achim Huber, Bernd Nixdorf, Josef Reindl

Redaktion:

Dirk Bubel, Bernhard Dahm, Stefan Fricke, Mechthild Grandmontagne, Bernd Grass, Hans Günter Grewer, Eva Labouvie, Uwe Loebens, Johannes Petrenz, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon: 06 81/58 53 06, Fax: 06 81/58 54 18

Verlag:

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH, Sauermilchstraße 14, 66564 Ottweiler, Telefon 0 68 24/90 01-0

Satz und Druck:

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH

Layout:

Uwe Loebens

Verkaufspreis:

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

Jahres-Abo:

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Till Adam, Lothar Baier, Steffen Bohl, Dirk Bubel, Bernhard Dahm, Helge Dawo, Fidel Flaneur, Jan Freigang, Stefan Fricke, Barbara Froehlich-Schmitt, Manfred Geiger, Alexander Geisler, Harald Glaser, Heike Graf, Bernd Grass, Klaus Grupp, Sven Hess, Bernd Hoffmann, Hans Horch, Barbara Legner, Jean-Paul Lehnert, Armgard Müller-Adams, Elisa Müller-Adams, Sirku Ploetner, Waltraud Schiffels, Ulrich Stelkens, Heike Wagner, Jörg Wagner, Hannah Wilhelm

Fotos:

Jan Freigang, Stefan Fricke, Barbara Froehlich-Schmitt, Günter Grewer, Uwe Hemmerling, R. Math, Mechthild Schneider, A. Trampert, Reinhard Wilhelm,

Wir danken dem Wasser- und Schiffsamt Saarbrücken und der Pressestelle der Universität des Saarlandes für freundliche Genehmigung des Abdrucks.

Illustrationen:

Suse Wiegand

Collage:

Heike Wagner

Titelfoto:

Hannah Wilhelm

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken, der „Arbeit und Kultur Saarland GmbH“ und dem Sparkassen- und Giroverband.

SAARBRÜCKER HEFTE

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3	Galerie	
<hr/>		<i>Friederike Bauer</i>	
Jugend		Monotypie, Radierungen	50
<i>Till Adam</i>		<hr/>	
I'm a Loser Baby ...	4	Heimatkunde	
<i>Armgard und Elisa Müller-Adams</i>		<i>Barbara Froehlich-Schmitt</i>	
Wieder ins Korsett?	6	Kein Kanal, es ist nur eine schöne Flußfigur	55
<i>Hannah Wilhelm</i>		<i>Fidel Flaneur</i>	
Weil ich ein Mädchen bin?	8	Der Platz als städtischer Raum	60
<i>Jan Freigang</i>		<i>Manfred Geiger</i>	
Von Mitschwimmern und Funatikern	9	Ruhe herrscht erst, wenn ...	67
<i>Alexander Geisler</i>		<i>Klaus Grupp/Ulrich Stelkens</i>	
Alles kein Wert?	16	Was darf man auf Saarbrücker Straßen	72
<i>Heike Graf</i>		<i>Bernhard Dahm</i>	
Und am Anfang war das Chaos	21	Aspekte der sozialen Lage von Flüchtlingen ...	76
<i>Jan Freigang</i>		<i>Bernd Hoffmann</i>	
Von der Schule ...	24	Kultur auf nüchternen Magen	81
<i>Alexander Geisler</i>		<hr/>	
... Auf die Universität	26	Literatur	
<i>Barbara Legner</i>		<i>Helge Dawo</i>	
Up-and-Downer	28	Hoppla, ich werde Kunstscharfrichter	83
<i>Sven Hess</i>		<hr/>	
Eine helle, schlichte Kirche	30	Rezensionen	
<i>Heike Wagner</i>		<i>Lothar Baier</i>	
Always the right one?	32	Lyrik und Prosa im dt.-frz. Kulturgebiet	85
<i>Sirku Ploetner</i>		<i>Waltraud Schiffels</i>	
Und im Sommer	34	Die Scheuer	87
<i>Armgard Müller-Adams</i>		<i>Dirk Bubel</i>	
Greenland	37	Als der Zwerg die Klinge prüfte	88
<i>Barbara Legner</i>		<i>Jean-Paul Lehnert</i>	
Gedanken vorm Weggehen	40	Regionale/nationale Identität durch Schule?	90
<hr/>		<i>Harald Glaser</i>	
Intermezzo		Industriegeschichte, saarländisch	91
<i>Hans Horch</i>		<i>Hans Horch</i>	
Wie ich reich wurde	41	Tiefschürfendes über ein Grubenrevier	93
<hr/>		<i>Bernd Grass</i>	
Musik		Wanderungen in die Industriestädte	94
<i>Stefan Fricke</i>		<hr/>	
Hohle und hintergründige Musik	43	Autorinnen und Autoren	96
<hr/>		<hr/>	

Wie gewohnt sind wir ein wenig später dran. Heftige Hochkonjunktur erlebt unser Schwerpunktthema seit geraumer Zeit quer durch die Medienlandschaft. Von überall stürzen sich besorgte Beobachter, (vor-)laute Experten und teils nachdenkliche, teils gedankenlose Exegeten auf das Phänomen „Jugend“. Und werden natürlich fündig: gilt es doch, möglichst schillernde und schrille Figuren, gefährliche und erschreckende Tendenzen, knallige Bilder und skurrile Moden zu präsentieren. Und nun noch die SAARBRÜCKER HEFTE.

Nein, hier schreiben keine Mittvierziger über die Jugend. Die Redaktion hat sich vielmehr auf das Experiment eingelassen, einer Gruppe von um die zwanzigjährigen jungen Menschen gut ein Drittel dieses Heftes zu überlassen. Was sie damit anstellen, blieb ihnen überlassen; die einzige Vorgabe hieß: SCHREIBT ÜBER EUCH ...! Wir wünschen uns Erfahrungen, Beobachtungen, Ein- und Aussichten zur Selbst- und Fremdwahrnehmung der Generation, die gerade ins Erwachsenenalter tritt.

Unsere Autorinnen und Autoren sind nicht repräsentativ für eine Generation, und wir bieten schon gar keinen Exotismus. Die Auswahl folgt der typischen Beschränktheit der Milieus: Wir sind auf diejenigen gestoßen, die in dieser Gesellschaft – wider alle anderslautenden Gerüchte und über alle Altersgruppen hinweg – wohl noch am meisten mit den altmodischen Techniken des Lesens und Schreibens umzugehen haben – also auf Schüler und Studenten (notabene: -innen).

Wissen wir nun Bescheid? Ja und Nein. Ernsthafte und seriöse Beiträge – um die zu bitten wir uns nie getraut hätten –, kleine Essays, nachdenkliche Glossen, Lebens(abschnitts-)berichte, Geschichten und Gedichte. Kritik, aber kaum Polemik; keine Tiraden, sondern abwägende Betrachtungen... Unser etwas irritiertes Fazit: Die Jugend, vielleicht doch nicht so weit weg und nicht so fremd! – Wo sind sie, die Auflösung der Traditionen, der Verlust an Normen und Werten, die chaotisierende Vielfalt der Optionen einer individualisierten Risikogesellschaft? – Sicher, manches fällt deutlich auf: Die zahlreichen Anmerkungen zu allerlei neuesten Medien, ihren Bildern und Wirkungen, die Anklänge an aktuelle Trends in Musik und Jargon und vor allem der häufige Bezug auf jene 68er, eine Väter- und Müttergeneration, die jetzt schon in das Arsenal historischer Vergleiche aufrückt. Und natürlich hört man den Ton einer utopie-losen und ideenarmen Zeit, die die kleinen und privaten Räume zu Fluchtpunkten jugendlichen Engagements werden läßt.

Die SAARBRÜCKER HEFTE werden jetzt nicht zur teuersten Schülerzeitung der Welt. Aber wir haben Talente entdeckt und freuen uns darüber, wenn einige unserer Schwerpunkt-RedakteurInnen es nicht bei einem einmaligen Gastspiel belassen, sondern an dieser Zeitschrift weiterhin schreibend Interesse finden.

Im Allgemeinen Teil dokumentieren wir in Wort und Bild den desolaten Zustand öffentlicher Plätze in der Landeshauptstadt und geben der Frage Raum, ob ihre Benutzung in Zukunft unter dem Diktat öffentlicher (Ver-)Ordnung stehen soll. Wir beleuchten die Fortschritte bei der industriellen Zurichtung der Namensgeberin dieses Ländchens; eine ganz besondere Verbindung von Ökologie und Ökonomie, die beide den Bach runtergehen läßt. Wir setzen schließlich die Beschäftigung mit den juristischen und sozialen Auswüchsen der deutschen Asyl- und Ausländer-Politik und ihrer Gesetzgebung fort.

Ansonsten erfreuen wir Sie wie immer mit Rezensionen zu den hiesigen Buchproduktionen und bieten Ihnen – nicht nur zum Abschalten – Bildende Kunst, Neue Musik und Aktuelle Literatur, ein Intermezzo, das zum Himmel stinkt – und Kulturradio, gut (durch) zu hören.

Achim Huber, Margret Wilhelm

I'm a Loser Baby, so Why don't You Kill Me?

Von Till Adam

Wenn Rita Süßmuth alles ist, was von '68 geblieben ist, dann steht dieses Zitat des 18jährigen Pop-Stars „Beck“ wohl für alles, was von der rebellischen Phase ihrer Kinder (respektive der ihrer Generation) bleiben wird. Die Fackel der Gesellschaftsveränderung ist weitergereicht worden, und wo unsere Eltern damit noch ein gutgemeintes Strohfeuer entfacht haben, haben wir damit ausschließlich Zigaretten angezündet. Nicht daß wir gleichgültig wären, oh nein! Der Zustand der Erde macht uns betroffen (Treibhauseffekt – schlimm, schlimm), die Dritte Welt ist ohne Frage arm dran, und Aids ist auch eine furchtbare Sache; es ist nur, daß die Geschichte ein Prozeß ist, die Demokratie auch und ein langsamer dazu, und daß es ziemlich

Gewalt ist verabscheuungswürdig außer gegen Saddam Hussein (wo kämen wir denn da hin?).

Alles in allem sind wir also ein netter kleiner, politisch korrekter, leicht depressiver fin-de-siècle-Verein, dessen Helden sich mit Schrotflinten das Gesicht wegschießen. Dankenswerterweise haben sich die Medien, kontrolliert von einer Generation, die einst auszog gegen das Schubladendenken, auch gleich eine vielsagende Bezeichnung für uns ausgedacht: „Generation X“. X für Variable, Platzhalter, alles und nichts, etwas mit unbekanntem Wert. Mehr scheint die Generation unserer Eltern nicht an uns entdecken zu können. Sie hat irgendwann den Weg durch die Instanzen gewählt und ist bei einem Picknick hängengeblieben. Das hat sie uns vorgelebt und sucht es nun bei uns. Wir scheinen allerdings nicht gewillt zu sein, innerhalb der etablierten Strukturen zu arbeiten, um sie zu verändern. Dann kann es ja nicht funktionieren, lautet die logische Schlußfolgerung, und die Projektion des Gefühls, versagt zu haben, auf die nächste Generation ist perfekt. Der Mechanismus kommt einem bekannt vor. War da nicht was von wegen Projektion des Versagens in der Nazizeit?

Was tun wir also, da wir ja offensichtlich innerhalb des Systems nichts verändern wollen? Für eine revolutionäre Bewegung sind wir zu individuell, entideologisiert und aus Wohlstandsträgheit unfanatisch.

Was bleibt, ist Verweigerung. Statt uns angesichts durch und durch relativer Werte auf langwierige, anstrengende, und wenig aussichtsreiche Konsensfindungsprozesse einzulassen, deklarieren wir eine Ansammlung hohler Phrasen zum politischen korrekten Wertesystem und zerstören damit gewissermaßen in passivem Widerstand jegliche Diskussionsbasis. Das bedeutet zunächst nicht „Uns interessieren eure Ziele nicht“, sondern nur „Wir spielen nicht nach euren Regeln und nicht mit euren Begrifflichkeiten“. Das mag nicht immer die angebrachteste Haltung sein, ist aber eine logische Konsequenz aus der Erfahrung, daß eben diese Regeln und Begrifflichkeiten nichts bewirkt haben. Wie jede Generation vor uns reagieren wir auf die Gegebenheiten, mit und in denen wir aufgewachsen sind. Sie haben uns nicht



viel
Zeit kostet herauszufinden, wie man sich denn nun selbstverwirklichen will und wo die eigene innere Mitte ist. Das ist nämlich besonders wichtig, haben wir gelernt, wenn man glücklich sein will, worauf es ja schließlich ankommt, wie wir gelernt haben, und worüber wir uns alle einig sind. Wie wir uns überhaupt ziemlich einig sind über die Dinge. Demokraten sind wir, Linke wie Rechte – außer den ganz Rechten und ganz Linken, aber das hat Tradition und macht uns wenig Kopfzerbrechen –, umweltbewußt sind wir – lang lebe das Duale System, ha,ha –, klar, daß Frauen gleichberechtigt sind, und Türken auch Menschen – Kebap ist ja auch was Feines –, und

Revolution

Ihr Träumer, Kinder und Senilen
weckt auf
die Dummköpfe, Idioten, einfachen Gemüter
die Puppe unterm Schlips
und sinkt in den Schlaf
ein Lied auf den Lippen

Steffen Bohl

verdorben, sondern mißtrauisch und vorsichtig gemacht. Unsere reservierte Haltung gegenüber dem System zeugt nicht davon, daß wir es als selbstverständlich annehmen, seine Früchte ernten und es nicht zu schätzen wissen. Das ist zu einfach und in gewissem Sinne zu optimistisch gedacht, wir haben uns Gedanken gemacht und tun es noch, nur kommen wir zu keinem positiven Ergebnis. Die Tatsache, daß man mit Jeans und langen Haaren unbehelligt ins Theater gehen kann, ändert nichts daran, daß man nur erschwert eine Wohnung oder einen Job bekommt. Da nur auf Nebenkriegsschauplätzen gekämpft wird, erklären wir sie schlicht zu Fußballplätzen.

Da müßten sich unsere Eltern doch eigentlich sofort wiederfinden und starke Parallelen zu ihrer eigenen Jugend sehen. Daß sie es weitgehend nicht tun, zeugt davon, daß ein fundamentaler Unterschied zwischen diesen beiden Generationen bestehen muß. Allerdings ein anderer als zwischen unseren Eltern und deren Elterngeneration. Wir sind nicht oppositionell, weil sich uns kein greifbarer „Feind“ bietet, sondern nur ein äußerst undifferenziertes Gebilde, das wir nicht angreifen können, weil wir selbst ein Teil davon sind. Gerade

Till Adam



die so mathematische Technik, mit der wir aufgewachsen sind, macht uns, die wir ihre Mittel und Möglichkeiten in weit stärkerem Maße nutzen, die Komplexität und Undeterminiertheit des Lebens und der Welt bewußt und hindert uns daran, eine Reduzierung

der Weltzusammenhänge auf lineare Strukturen für sinnvoll zu halten. Je näher die Technik der Natur scheinbar kommt, desto klarer wird, wie wenig die Natur nach klaren, linearen, mathematischen Gesetzmäßigkeiten funktioniert. Ein System von Ursache und Wirkung, Ziel und Mittel zur Verwirklichung und Entwicklung als dialektischer Prozeß zweier klarer antagonistischer Pole widerspricht elementar unserem Erleben der Welt

Beispielhafter Ausdruck dessen ist die Technokultur. Die sogenannte „ravende Gesellschaft“ ist eine gesellschaftliche Massenbewegung ohne Ziel, die Bewegung selbst ist der Inhalt. Es gibt keine voneinander zu unterscheidenden Gruppierungen, sondern einen einzigen sehr komplexen und polymorphen Körper. Die Musik selbst ist eine ständig neue Improvisation über das einfachste aller musikalischen Themen, den menschlichen Herzschlag, in Verbindung mit dem kreativen Potential einer großen Ansammlung von Menschen. Der künstlerische Aspekt liegt nicht in der zielgerichteten Verwirklichung einer Vorstellung, sondern im Erleben des ungesteuerten Prozesses. Jeder Teilnehmer an einem Rave ist zugleich Akteur und Teil des Kunstwerks, es verliert seinen Objektcharakter.

Dieses Phänomen als unkreative Wirklichkeitsflucht zu bezeichnen, wird der Sache nicht gerecht. Techno ist nur ein Teil der Jugendkultur der Gegenwart, aber die grundsätzliche Haltung ist weitgehend repräsentativ, auch wenn sie noch eine Vielzahl anderer Ausprägungen zeigt. Was sich daraus entwickelt, bleibt abzuwarten.



Wieder ins Korsett?

Von Armgard und Elisa Müller-Adams

Im April dieses Jahres widmete das Nachrichtenmagazin Focus dem Thema *political correctness* einige Seiten und bunte Bilder. Es war von den USA die Rede und von den Auswüchsen, die die dortigen Bemühungen um *political correctness* mit sich bringen und auch davon, daß diese Bewegung nun auf Deutschland übergreife. Die Meinungsfreiheit sei in Gefahr, wenn man nun daran gehe, jedes Wort auf die Goldwaage zu legen. Zu den Feinden der Meinungsfreiheit zählen, so Focus, auch die Feministinnen, die mit ihrer Forderung nach einer Sprache, die Männer und Frauen in gleicher Weise einbezieht, nicht nur die Amtssprache verhunzen, sondern bei geringsten Anzeichen von Chauvinismus und Machotum einschreiten. Überrascht eine solche Darstellung des Feminismus? Eigentlich nicht, denn es gab immer solche, die die Feministinnen als hysterische Flintenweiber abtun wollten. Und doch zeigt sich in diesem Focus-Artikel ein neuer Trend. Der Kampf um die Gleichberechtigung ist out, angesagt sind Frauen, die den Feminismus gar nicht nötig haben. Dazu paßt auch, daß dasselbe Magazin ein paar Seiten weiter das Comeback des Korsetts als Rückkehr einer echten, neuen Weiblichkeit feiert. Frau wird durch das Korsett, wie es die Designer im Jahr 1995 entwerfen, ja so ungeheuer sexy und weiblich, muß aber nicht mehr in Ohnmacht fallen. Na, wenn das kein Fortschritt ist!

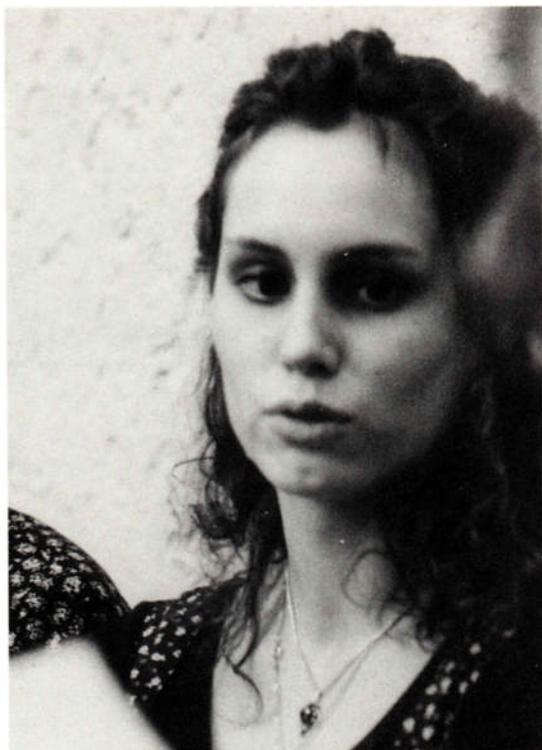
„Alle Feministinnen sind häßlich. Die haben einfach nur keinen Mann abgekriegert“, sagt doch neulich ein Kommilitone im Seminar an der Uni. Wahrscheinlich steht er mit dieser Meinung nicht ganz alleine da. Denn Mädchen wie Jungs, auch wenn sie sich für aufgeschlossen und modern halten und alte Rollenklischees ablehnen, können mit dem Feminismus nicht mehr viel anfangen. So wie der Focus so beurteilen heute viele die Emanzipation und ihre Vertreterinnen (Vertreter sind bedauerlicherweise recht selten): kreischende Waschweiber, frustriert und unbefriedigt, Fossile einer vergangenen Epoche, nervende Hexen. Übersehen wird dabei, wieviel diese Frauen schon erkämpft haben für die Verwirklichung der Gleichberechtigung, und wieviel es noch zu erkämpfen gilt. Emanzipation ist anstrengend und bringt statt Erfolg häufig nur Häme ein. Deshalb ist es leichter, zum alten Rollenverständnis zurückzukehren.



Elisa Müller-Adams

Es ist ja auch so schön idyllisch, wenn alle sich angepaßt an das Schema verhalten. So zu sehen in der Jugendkult-Serie *Beverly Hills 90210*: Die Mädchen sind alle schön, einige sind zickig, andere unschuldig-naiv. Bei den Jungs gibt es Karrierepläne und ernsthafte Probleme, die auch schon mal nach guter alter Männermanier mit den Fäusten geregelt werden – natürlich in aller Freundschaft, während die Mädels intrigieren. Das ist ja nicht neu, schon in den berühmt-berüchtigten, von Mädchengenerationen verschlungenen Enid-Blyton-Büchern galt als oberste Regel: Mädchen = süß und dumm; Jungs = pragmatisch und überlegen. Erscheinen Mädchen, die sich in der Rolle des schwachen und unterwürfigen Mädchen nicht wiederfinden, sehen sie ihre einzige Möglichkeit in der Verleugnung ihres Geschlechts und damit ihrer Identität. Zu diesem Zwecke nehmen sie Männernamen an, ziehen es also gar nicht in Erwägung, zugleich stark und Frau sein zu können. Diesen wilden rebellierenden Mädchen steht immer ein sanftes, feminines Mädchen gegenüber, das viel sympathischer geschildert wird. So existiert immer eine Gestalt, die dem lesenden Mädchen Vorbild sein kann.

Tja, die alten Rollenklischees sind noch nicht ad acta gelegt. Aber das ist nicht das Schlimmste, haben wir doch gelernt, diese als überholt zu entlarven. Nein, viel gefährlicher für die gerade neu errungenen Rechte von Frauen sind die „Kämpfer-



Armgard Müller-Adams

innen“ aus den eigenen Reihen. Sie erschienen vor circa einem Jahr auf der Bildfläche und bezeichnen sich selbst als die neuen Frauen der 90er. Diese Frauen werden ausgespielt gegen die Vorreiterinnen des Feminismus. Die bisherige Einheit der Frauen wird gespalten in verbitterte Emanzen und vergnügungssüchtige Abenteurerinnen. Da fällt die Wahl nicht schwer: wer *hip* sein will, gehört natürlich lieber zu letzteren.

Sie heißen *Girlies* oder *Babes*, sind jung, attraktiv und selbstbewußt. Vor allem aber sexy. Sie brauchen den Feminismus nicht mehr, denn, so behaupten sie, sie können alles bekommen, was sie wollen, weil sie „Mädchen“ sind. Sex ist ihr Schlüssel zur Macht. Sie sollen die Vorbilder einer Generation sein, die sich entweder als Lolita oder Sexbombe präsentiert. Zumindest ist es das, was in den Medien als Mode-Ideal vorgestellt und im wahrstem Sinne des Wortes verkauft wird. Denn Fitness und Kosmetikbranche und nicht zuletzt die Mode verdienen kräftig mit an der neuen Weiblichkeit. So ist es kein Wunder, daß Franziska van Almsick von der frechen Berliner Göre zur Milka-Lolita mutierte. Und Vanessa Mae, die 14jährige Wundergeigerin, fidelet am liebsten in nassen T-Shirts und Hotpants. Verkauft sich bombig, sowas. Möglicherweise funktioniert das Prinzip der *Girlies* ja auch bis zu einem gewissen Ausmaß. Aber sind sie sich über den Preis bewußt, den sie für ihren vermeintlichen Erfolg zahlen? Müssen sie

sich doch völlig dem Ideal der Männer unterwerfen. Und da ist es wieder: Die Frau ist schön, aber dumm. Attraktivität ist alles. Darum plagen sich diese Mädchen und Frauen, investieren viel Geld und Zeit in die „Jugend ihrer Haut“, „Sexercise“ und „the beautiful difference“. Junge Mädchen sind in unserer Mediengesellschaft schon lange als Markt erkannt. Fast jede Frauenzeitschrift hat als Ableger ein Magazin für Mädchen auf den Markt gebracht. Und darin wird natürlich auch kräftig geworben und Lebenshilfe gegeben, damit auch Vierzehnjährige wissen, wie sie auszusehen haben. Schön, dünn, sexy, fit – und so heißen auch die Rubriken der Zeitschriften. Tatsächlich ist auch heute schon festzustellen, daß dieser Trend nicht ohne Folgen bleibt: emanzipierte Frauen treten wieder seltener im öffentlichen Leben auf. Auf politischem Gebiet ist ein deutlicher Rückzug zu vermerken, und auch in Forschung und Wissenschaft trauen die Frauen sich weniger zu. An der Universität des Saarlandes z. B. ist der Anteil der Professorinnen mit 3 % rückläufig.

Also sind die *Girlies* nicht besser als ihre Vorfahrinnen, die Heimchen am Herd. Sie wollen reduziert werden auf Äußerlichkeiten. Das sind höchst fragwürdige und vor allem wenig beständige Werte. Es reicht nicht, mit lauter Stimme und Ohrwürmern à la Lucilectric auf sich aufmerksam zu machen. Frau sollte auch Inhalte bieten und Konzepte für eine gleichberechtigte Gesellschaft. Die *Girlies* scheinen ein sehr egozentrisches Weltbild zu haben, in dessen Mittelpunkt vor allem der eigene Lustgewinn steht. Das hat nichts mit der Befreiung der Frau zu tun. Denn was, wenn wir erst mal nicht mehr jung und knackig sind? Dann sind wir wieder abhängig von der Gunst der Männer. Es wird sich deshalb auch im 21. Jahrhundert an den Kernpunkten der weiblichen Normalbiographie, nämlich Partnerschaft zu einem Mann und Ausübung der traditionellen Mutterrolle, nichts geändert haben. Wieder einmal wird den Frauen nur die Wahl bleiben zwischen den beiden Wunschfiguren männlicher Phantasie: Mutter oder Hure. – Schade eigentlich, wir dachten, wir wären schon weiter. Bis es auch der Rest kapiert hat, vergrößern wir lieber unsere Kompetenz. Schön sind wir sowieso.

Weil ich ein Mädchen bin?



Bis vor kurzer Zeit hatte ich mit der Definition meiner äußeren Erscheinungsform eigentlich wenig Probleme, ich war ein Mädchen, eine Zeit lang 15, dann 16, bis ich jetzt das glorreiche Alter 17 erreicht habe. Mehr Gedanken hatte ich mir wirklich nicht gemacht. War das ein Fehler? Das meint die Medienwelt anscheinend schon, denn als ich Ende letzten Jahres im Spiegel bzw. im Jugendmagazin der Süddeutschen Zeitung „Jetzt“ blätterte, stieß ich auf zwei, mehrere Seiten lange Artikel, die sich genauer mit meiner Existenzform, dem Mädchen, befaßten. Da ich mich natürlich sehr dafür interessiere, was man mehrere Seiten über mich und meine Artgenossinnen so verbreiten kann, begann ich gleich mit der Lektüre.



Die ersten Sätze im Jetzt schienen mir sehr einleuchtend, und ich fühlte mich auch gleich betroffen: „Mädchen können groß sein oder klein. Sie tragen ihre Haare lang oder kurz ...“. Im weiteren stieß ich jedoch auf einige Aussagen über „echte Mädchen“, die mir so unbekannt erschienen, daß ich mich fragte, ob ich wohl in die Sparte „unecht“ einzuordnen sei. „Sie („echte Mädchen“) tragen lange Fingernägel, weil das hübsch aussieht, aber auch, weil solche Fingernägel abbrechen können.“ Je einleuchtender mir der erste Grund erschien, desto verwunderter war ich über den zweiten,

doch das war noch nicht alles: „Sie tragen hohe Absätze, weil sie darauf umknicken können, und Make-up, damit sie einen Vorwand haben, um im Klo zu verschwinden.“ Nachdem mich diese Aussagen in eine halbe Identitätskrise (wer oder was bin ich?) geworfen hatten, fand ich am Schluß des Artikels doch noch einen kleinen Hinweis auf die mir zuzuordnende Lebensform: „Echte Mädchen sind immer unter sich, denn sie haben die notorischen Langweilerinnen, die am liebsten über „Gleichberechtigung“ und „Frauenfeindlichkeit“ reden, an der letzten Straßenecke stehengelassen.“ So, da steh' ich nun, ich ...

Noch etwas verwirrt von der neuen, ziemlich unbekanntem Welt, die mir dieser Artikel als „Realität“ darbot, griff ich zum Spiegel, mußte jedoch daraufhin feststellen, daß hier die Thesen und Definitionen meiner Spezies weniger klar und präzise über mich hereinbrachen. Beruhigt lehnte ich mich zurück und klaubte mir aus dem fast vier Seiten umfassenden Artikel die wenigen Textstellen heraus, von denen ich vermutete, daß der Autor etwas damit sagen wollte. Die zu Beginn genannten Mottos der „jungen Frauen“: „viel Sex, viel Spaß und kein verbissener Männerhaß“ entlocken mir noch ein wissendes Lächeln, aber meine anfängliche Erleichterung schlägt schnell wieder in ein halbes Entsetzen um: „Es gibt eine neue Generation von jungen Frauen. Sie sehen aus wie Lolitas, und sie treten zu wie Bruce Lee.“ Die Vorstellung einer riesigen Masse von um sich tretender Lolitas (was das auch immer sein mag) drängt sich mir auf: Da wurde ich schon durch den Jetzt-Artikel genötigt, von meiner bisherigen Lebensform „Mädchen“ Abstand zu nehmen, und nun bekomme ich auch noch Angst vor derselben! Erneut werden die „Stöckelschuhe“, von denen ich kein einziges Paar besitze, als äußeres Merkmal genannt, und wieder distanziert sich der Verfasser von Verallgemeinerungen, indem er einer kleinen Gruppe Mädchen ein Anderssein zugesteht: „Mancher mag einwenden, daß er auch Mädchen kenne, die ganz anders seien, braver, biederer und strebsamer.“ Also wenn ich da die Auswahl habe ...

Von Mitschwimmern und Funatikern

Ein Plädoyer für die Jugend von heute

Von Jan Freigang

„Ah, das ist ja schön, daß Ihr Euch endlich wieder einmischst und nicht so angepaßt seid wie die sonstige Jugend heute.“ Das waren die Worte einer Rechtsanwältin – sich selbst wohl der 68er Generation zuordnend –, nachdem sie sich bei einer zufälligen Begegnung mit einer Handvoll Mitarbeitern der Schülerversammlung eines Saarbrücker Gymnasiums von deren Aktivitäten hatte erzählen lassen. Angepaßtheit und Passivität, so tönt es aus allen Ecken: Eine Jugendstudie über Gewalt an Schulen warnt eindringlich vor der zunehmenden Indifferenz, also Gleichgültigkeit, bei Jugendlichen. Parteien bejammern die zunehmende Politikverdrossenheit, geben Eltern und Schulen die Schuld, Parteikritiker kontern mit der um sich greifenden „Parteiverdrossenheit“ und geben den Parteien die Schuld. Der Student, der im Spiegel sein Statement unter das Motto „Alles Scheiße“ stellt und lakonisch zu dem Schluß kommt, es sei ja egal, ob er CDU, PDS oder die kreischende Pornodarstellerin aus dem Fernsehen wählt, gibt beiden recht. Die Werbe- und Konsumkritikerin wirft den Heranwachsenden vor, sich auf jeden Markentrend einschwören zu lassen, ohne wirklich zu hinterfragen, was denn hinter solchen Sündenpfuhlen wie Benetton oder Chiemsee wirklich stecke. Sie gibt natürlich der manipulativen Gesellschaft und den Medien die Schuld.

Der theoretische Pädagoge verkündet in der Talkshow, daß wir unbequemere, kritikfähige und weniger angepaßte Jugendliche brauchen, während eine Lehrerin kürzlich die „gesunde Langeweile“ einiger Schüler im Gegensatz zu den ständigen Störern ausdrücklich als wohltuend pries ... Und nicht zuletzt blicken die sogenannten engagierten Jugendlichen voller Verachtung auf ihre Altersgenossen und können überhaupt nicht verstehen, warum sich nur noch eine kleine Minderheit Sorgen um Kriege und die Dritte Welt, um Atomlöcher und Ozonkraftwerke macht.

Die Anklage

Die Generation „X“ wird da mit allerlei Wörtern beworfen, mit diversen Attributen tapeziert, die alle aus dem gleichen Wortfeld zu stammen scheinen: die Jugend ist passiv, gleichgültig, apathisch,

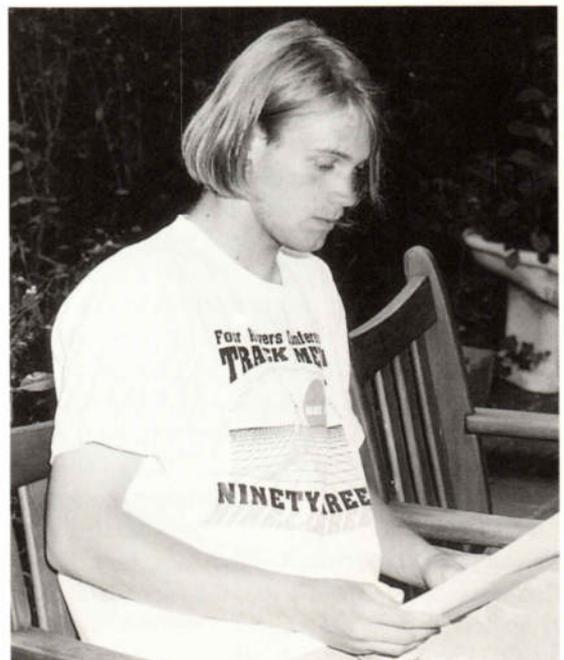
Jan Freigang

desinteressiert; sie akzeptiert alles mögliche ohne jegliche Kritik, sei zu angepaßt, zu marionettenhaft, lasse sich von jedem neuen Trend einlullen und schwimme mit dem Strom.

Allein die verwendeten Formulierungen lassen den Rückschluß zu, daß hier weniger beschrieben als vielmehr schon gewertet bzw. abgewertet wird. Ob es in bestimmten Fällen nicht das eigene Versagen bei der Verwirklichung von Idealen und Zielen ist, das hier auf die Jugend abgewälzt wird, oder es sich tatsächlich um ernstzunehmende Beobachtungen handelt, läßt sich leider oftmals nicht mehr trennen. Der Vorwurf bleibt jedoch bestehen, und man könnte meinen, daß es mal an der Zeit wäre, die Berechtigung der vorgebrachten Anklage zu prüfen.

Was läßt sich tatsächlich beobachten? Ist ein Vergleich im Sinne eines Komparativs, wie z. B. „passiver“, überhaupt möglich, was war das früher, das hier im Vergleich zum Heute in einem so strahlenden Lichte erglänzt? Welche Interpretationsansätze, Erklärungsmöglichkeiten bieten sich an?

Grundsätzlich sollte man zwischen zwei Attributen unterscheiden, die bisher in einen Topf gewor-



fen worden sind, aber bei näherem Hinsehen im Prinzip nicht soviel miteinander zu tun haben: die Passivität auf der einen und die Angepaßtheit auf der anderen Seite. Diese beiden Qualitäten gehen nämlich nicht notwendigerweise immer Hand in Hand, ich kann auch sehr aktiv sein und trotzdem alles blauäugig übernehmen, was ich irgendwo aufschnappe. Ebenso könnte auch ein passiver, unengagierter Mensch ein sehr aufmerksamer und kritischer Beobachter sein. Wie gesagt, im Prinzip sind diese zwei Eigenschaften unabhängig voneinander, es wird sich jedoch später zeigen, daß sie, was ihre Ursachen angeht, auch gewisse Gemeinsamkeiten haben. Um aber die eben eingeführte Differenzierung zunächst beizubehalten, beginne ich mit der sogenannten Passivität.

Der Verteidigung erster Teil: Tatkomplex „Passivität“

Zahlen sind unübersehbar, Statistiken ja angeblich nicht zu leugnen. Das quantitative Engagement von jungen Menschen in politischen Parteien und Verbänden und besonders in ehemaligen Hochburgen der Jugendbewegungen wie der Friedensbewegung, der Anti-Kernkraftbewegung und Organisationen wie Greenpeace oder Amnesty International ist zurückgegangen, obwohl oder vielleicht gerade weil die Probleme immer noch da sind. Auf Resignation dürfen aber eigentlich nur diejenigen plädieren, die schon in den 70ern und 80ern dabei waren; also was ist mit den Jüngeren? Allerdings ist diese Frage wohl falsch gestellt, nicht (nur) die Jugendlichen müssen sich rechtfertigen, sondern das Umfeld, der Zeitgeist, die Kultur müssen gefragt werden, wie und warum sie sich verändert haben. Der Jugendliche, der heute nicht mehr die Welt verändern will, lebt schließlich nicht auf einer Insel, sondern in einer Gesellschaft, die sämtliche seiner Ideen mitprägt. Genauso wie die aktive Demonstrantin von 1980 nicht von selbst auf die Idee gekommen ist, auf die Straße zu gehen und von Revolution zu reden. Eine Großzahl von Verhaltensweisen unter Jugendlichen lassen sich durch den Begriff der Coolness, des „IN“-Seins, des innerhalb der Jugendkultur sozial Anerkennenswerten erklären. So sind die Demonstration vor dem Kernkraftwerk

in den 80er Jahren und die Techno-Parade in Berlin in den 90ern Manifestationen des gleichen Phänomens, ich nenne das jetzt einfach mal „kollektive Sinnsuche“. Manchem mag hier das Wort Mitläufertum besser gefallen, damit läßt sich nämlich dann im gleichen Atemzug eine dramatisch klingende Warnung im Stil von „vor 60 Jahren war das schon mal so...“ verbinden. Dieser Zeigefinger zerstört leider mehr als er moralisch erzeugen möchte; tritt er im Übermaß auf, wird er zwangsläufig unglaublich, besonders bei einer Jugend, deren überwältigende Mehrheit die Verantwortung für die Geschichte und Zukunft ihres Landes längst übernommen hat.

Daß heute viele Jugendliche „mitlaufen“, was Kleidung, Techno (oder andere Musik), Null-Bock-Mentalität oder sonstwas angeht, ist – wie gesagt – keine neue Erscheinung, früher wären dieselben Jugendlichen z. B. in der Friedensbewegung „mitgelaufen“. Es handelt sich um ein soziologisches oder massenpsychologisches Phänomen, daß gerade Jugendliche auf der Suche nach ihrer Individualität, ihrer Persönlichkeit und ihrem Platz in der Gesellschaft, Bezugspunkte brauchen, wobei durch gruppenspezifische Prozesse Bewegungen entstehen, die besonders für ein solches Zugehörigkeitsgefühl geeignet sind. Diejenigen, die tatsächlich reflektiert hinter einer Sache stehen, sind relativ wenige; und es gibt da einen fließenden Übergang zwischen den „prime-movers“ und den „second-handers“, denn was heißt schon „reflektiert“ und „selbst gedacht“? Irgendwie sind wir alle Produkt einer Zeit. Aber auch gleichzeitig Macher der Zeit, was bedeutet, daß die Dominanten in einer Gruppe, einer Klasse, einer Schule, einer Szene vorgeben, in welche Richtung sich dann die Mehrheit bewegen wird. So zynisch das klingt, aber die „Engagierten“ der 70er und 80er, die uns heute von manchem als Vorbilder unter die Nase gehalten werden, waren zum größten Teil „Mitläufer“, oder positiver ausgedrückt „von der Zeit Bewegte“.

Äußere und innere Umstände

Diese Überlegungen erklären, warum man mit solchen quantitativen Vergleichen von dem, was man „Engagement“ nennt, äußert vorsichtig sein muß,

sie erklären aber nicht, warum sich die Zeit so verändert hat, warum nicht auch heute noch Tausende „mitmarschieren“, wieso plötzlich ganz andere Propheten Zulauf haben. Es geht hier also um den qualitativen Gesinnungswandel und dessen Ursachen.

Dafür zunächst zurück zu den Beobachtungen: Immer mehr Jugendliche werden auf die Frage nach ihrer Befindlichkeit heute antworten, daß im Prinzip alles in Ordnung ist, daß unsere Gesellschaft, so wie sie ist, sich bewährt hat und daß sie deshalb keinen Grund sehen, das System total umzukrempeln, wie man es häufiger wohl noch vor zehn, zwanzig Jahren gehört hätte. Wenn man weiter fragt, z. B. nach der politischen Meinung zu aktuellen Themen, wie etwa dem Balkankonflikt, muß man sich nicht wundern, wenn man ein Achselzucken als Antwort erhält. Es sei ja alles so schwierig, so vielschichtig und komplex, man wisse ja gar nicht, wer „schuld“ an allem sei und zu wem man „halten“ solle. Ob man die deutsche Einheit gewollt habe, na ja, nun ist sie halt mal da ..., aber der Sozialismus hatte doch auch seine guten Seiten, und überhaupt ging alles wahrscheinlich viel zu schnell ..., jetzt muß aber schnell, ein neues „WIR“-Gefühl entstehen, die „natio“ muß zur unverkrampften Nation werden ..., und gleichzeitig schaffen wir das überholte Nationaldenken ab und sind Europäer, wie auch die Engländer und die Schweden und die Franzosen – was, auch die Franzosen, die „flüteköpp“? Wie einfach war es doch noch vor 15 Jahren, politisch zu sein. Der amerikanische Big Mac gegen den russischen Bären, und während man Coca-Cola schlürfte, war man doch insgeheim streng anti-amerikanisch, weil anti-kapitalistisch und anti-faschistisch – anti war „in“.

Die politische Weltlage war damals sicherlich nicht bedrohlicher als heute, ganz im Gegenteil, es war jedoch einfacher, sich für oder gegen jemanden zu solidarisieren. Komplexe Wertekonflikte, die viel Hintergrundinformationen erfordern, um eine Stellung zu beziehen, eignen sich schlecht als Bezugspunkt im „Dschungel“ der modernen Welt. Sie verwirren mehr, als sie ordnen und treiben den Sinnsuchenden zur Flucht in neue Lebensklärungsversuche.

„Life is a short game, so get out and play!“ ist die Devise eines dieser vermeintlich so neuen und ach so dekadenten Sinnsysteme, der „fun mentality“. Der Schwerpunkt der kollektiven Sinnsuche ist in den Bereich des Privaten verschoben worden. Gründe dafür liefern die Gesellschaftsexperten genug, sei es der Verlust eines klaren politischen Gegners, die zunehmende Kompliziertheit des Weltgeschehens oder das Gefühl der eigenen Ohnmacht angesichts einer Welt-Realität, die aufgrund ihrer zunehmenden Komplexität den Anschein einer nicht mehr rational steuerbaren Eigendynamik annimmt, bedingt ebenfalls durch den geringen „Erfolg“ und das manchmal lächerlich anmutende, weil heute so dargestellte, Engagement der politisch „aktiveren“ Vorgängergeneration. Eine geeignetere soziale Bindekraft ist im Moment die „Nach uns die Sintflut“-Mentalität; die Haltung, sein Leben bis aufs Letzte auszureizen („living on the edge“), möglichst viel zu erleben, um nichts zu verpassen. Das kann natürlich nur eine sehr allgemeine, undifferenzierte Aussage über die Jugendkultur der 90er sein, deren Analyse ja auch gar nicht Thema dieses Artikels sein soll. Nur soviel sei gesagt, daß zu der natürlichen Herausbildung von Gruppenstrukturen als Ordnungsfaktoren in den letzten Jahren eine immer stärker werdende Polarisierung der einzelnen Subkulturen innerhalb der „Jugendkultur“ – als der Gesamtheit aller jugendlichen Lebensformen – eingesetzt hat, die eine Bindung an einen der „mainstreams“ (meist gekoppelt mit einer Musikrichtung, einer Haar- und Kleidermode und einem Konsumverhalten: Techno, Ecstasy – Grunge, Haschisch – Straight Edge, keine Drogen usw.) praktisch unausweichlich werden läßt. Das Dazwischen ist kaum definiert und damit kein stabiler Bezugspunkt. Diese Unausweichlichkeit einer Zuordnung steht im krassen Gegensatz zu der Freiheitsphilosophie, die sich alle diese Gruppen oder Massenbewegungen in ihren Katechismen geschrieben haben. „Selbsttäuschung, Hypokrisie, Dekadenz, es geht zu Ende“, schreien die einen, „ein uralter Widerspruch zwischen Individualität und Sozialisation“ dozieren die anderen. Ein bißchen an die *fin-de-siècle*-Dekadenz erinnert das schon; auf der einen Seite der blinde Optimismus, der Prunk und Luxus der sinnentleerten Fassaden inklusive Werteverfall, die oberflächliche, emotional hypertro-

phie Innerlichkeit, das genüßliche Selbstmitleid und die Untergangsphantasien – siehe Umweltpropheten und Sektenführer – auf der anderen Seite.

Die Dauerbeschäftigung eines Jugendlichen – nämlich eine Legitimation für sein Leben zu suchen und gleichzeitig in das, was er vorfindet, hineinzuwachsen – war immer die gleiche, nur der Inhalt dieser Legitimation und das, was er vorfindet, haben sich verändert. Ein anderes Beispiel dafür: der Umweltschutz.

Vor einigen Jahrzehnten wurden Umweltschützer noch belächelt, als Katastrophenherbeireder geächtet oder ganz einfach als grüne Spinner ignoriert. Es gab also genug triftige Gründe, den Umweltschutz zunächst zu einer Domäne der Jugendkultur zu machen. Die Interessen waren im Großen und Ganzen die gleichen, die Forderungen frech und einfach zu verstehen und mitzuvertreten, und selbst im innersten Gewissen konnte sich ein erhebendes Gefühl von persönlicher Verantwortung für die Zukunft und Teilhabe an der großen Sache einstellen. Als aktiver Umweltschützer war man nie in der Gefahr, uncool oder außer Mode zu sein, es ging (und geht) schließlich alle an, und wer sich dafür engagierte, der verdiente von vornherein Respekt. So begann die Umweltschutzbewegung zu einem sicheren Hafen und Hort für Sinn- und Gruppensuchende zu werden. Als jedoch der Umweltschutz plötzlich salonfähig wurde, in die politischen Programme aller Parteien und in die *volonté générale* aufgenommen wurde, begann die sozialisierende Funktion, die Umweltschutz neben seinen Primärzielen für die Jugend hatte, zu bröckeln. Institutionalisierung lähmt, das Umweltamt war von jetzt ab zuständig; und darüber, was passiert, wenn ein Thema sich erst einmal im Räderwerk des Bildungs- und Erziehungswezens unter dem Pseudonym „Umwelterziehung“ eingenistet hat, sind schon genug Bücher verfaßt worden.

Hinzu kamen eine Übersättigung des Werte- und Normenmarktes, die sichere, doch bedrohliche Routine, die sich mit Kat und dualem System langsam einstellte, die Frustration über das Schei-

tern globaler Initiativen und die zunehmende Komplexität und Differenziertheit der Umweltproblematik, die eine kollektive Solidarisierung immer mehr erschwerten. All das machte die tatsächlichen unentwegten „Ökos“ wieder zu einer marginalen Gruppe, die einen subtilen Spott der Masse – mit Mitleid gemischt – ertragen muß, und ließ den Umweltschutz als sozialisierende Kraft an Bedeutung verlieren, bzw. zu einer etwas lästigen Selbstverständlichkeit werden.

Konkrete Beweise

Wie schon gesagt, läßt sich die momentane Jugendkultur bestimmt nicht pauschal als indifferente Spaß- und Erlebniskultur beschreiben. Es gibt genug Gruppen, die man als „engagiert“ bezeichnen kann, wobei ich, was das Engagements betrifft, mit zwei Fallbeispielen einen Trend beschreiben möchte, der vielleicht erklärt, warum dies eher unspektakulär verläuft und von der Öffentlichkeit weniger wahrgenommen wird. Weiterhin bestehen bleibt hingegen die Grundthese, daß Engagement bei Jugendlichen zunächst als ein Gruppenphänomen zu verstehen ist, dessen Art und Zielrichtung sich aus gesellschaftlichen Situationen ergibt.

Erstes Beispiel: Das Saarbrücker Jugendcafé „Exodus“, ein Projekt „offener Jugendarbeit“, d.h. von Jugendlichen für sich selbst und für andere Jugendliche, finanziert vom Bistum Trier. Die Arbeit in diesem Jugendtreff teilen sich zwei hauptamtliche Mitarbeiter des Bistums Trier und ca. 25 Jugendliche, die zusammen das Team bilden, das wiederum in Arbeitskreise für die verschiedenen anfallenden Arbeitsbereiche „Veranstaltungen“, „Bewirtung“ etc. eingeteilt ist. Die Organisation des Cafés vereinigt die beiden Prinzipien Basisdemokratie (regelmäßige Vollversammlungen) und Pragmatik (wöchentliche Treffen des höchsten Entscheidungsgremiums, zu dem jeder Arbeitskreis einen Vertreter entsendet). Die Motivationen der Jugendlichen, an diesem Projekt mitzuarbeiten, sind ganz verschieden. Viele kommen, weil das „Team“ inzwischen eine Gruppe geworden ist, in der sie sich wohl fühlen, in der sie Freunde gefunden haben. Andere sehen vielleicht im Exodus eine Möglichkeit, ihre eigenen Ideen

zu verwirklichen. Zwischen Ego-Stimulanz und Gruppentherapie ist jedoch ein allgemeiner Konsens vorhanden, daß es nicht auf Weltverbesserei ankomme und man unbedingt das Wieviele-Workshops-krieg-ich-in-eine-Woche-Syndrom vermeiden sollte. Gerade das begrenzbare Engagement macht das Café Exodus für seine Mitarbeiter so attraktiv, es fordert nicht totale Hingabe, sondern orientiert sich am Tempo und an den Zeittressourcen der Jugendlichen. So ist das Programm auch nicht gespickt mit lauter hochanspruchsvollen Themen, sondern Ausdruck und Bestätigung der erwähnten Tendenz, dem Privaten den Vorrang zu geben, lokal zu handeln (das globale Denken bereitet noch Schwierigkeiten).

Dieser Pragmatismus, oder zumindest die Bereitschaft, das Vorhandene nicht a priori zu verteufeln, sondern mit „kleinen Schritten“ seine Vorstellungen als Verbesserungen statt als Revolutionen durchzusetzen, findet immer mehr Verbreitung.

Ein zweites Beispiel kann vielleicht zeigen, daß auch der Pragmatismus oder Neokonservatismus, die von selbsternannten Jugendforschern diagnostizierte „Reaktion der 68er Kinder auf ihre Eltern“, in seiner Ausprägung sehr stark von der jeweiligen Gruppe abhängig ist. Es geht um die Schülervvertretung oder die Schülermitverwaltung, vom Schulgesetz inszeniertes Engagement, das auf Schul-, Landes- und Bundesebene seine Organe und Gremien mit den sogenannten Interessen der Schülerinnen und Schüler beschäftigt. Während die Bundesschülervvertretung in den 80er Jahren immer mehr von linken Gruppen einverleibt wurde, gibt es inzwischen anscheinend immer mehr Landesschülervvertretungen, die da nicht mehr mitmachen und sich abgespalten haben. Diese Spalter wollen die Bildungslandschaft nicht durch einen Kahlschlag plus Rekultivierung und Gebietsreform verändern, sondern setzen plötzlich auf gut Wetter, sprich Kooperation mit Schulleitung und Kultusministerium. Was aber viele Schulleiter sich heutzutage auch unbedingt so demokratisch geben müssen, wie soll man da noch ordentliche Feindbilder aufbauen können? Aber nein, halt, da gab es doch in den letzten Jahren gleich zwei Demonstrationen gegen den Bildungs-

abbau, zwar keine richtige Straßenrevolte mit Wasserwerfern und allem, was dazu gehört, aber immerhin, wir sind noch lernfähig. Also doch kein Pragmatismus? Eigentlich schon! Erstens, weil es um relativ konkrete Mißstände wie große Klassen, Sparmaßnahmen etc. ging, jedoch nicht gleich um die Abschaffung des Bildungssystems, und zweitens, weil auch diese Demonstrationen als Mittel der Einflußnahme ziemlich nüchtern diskutiert wurden, vom anarchischen Urzorn leider keine Spur. Daß viele mitmarschierten, die sich sonst für Schule und Bildung weniger interessieren und die übrigens auch bei anderen Sprüchen auf den Spruchbändern mitgegangen wären, weil es eben „cool“ war, mag eventuell nicht jedem gefallen, doch war das auch schon 68 so.

Der Verteidigung zweiter Teil: Tatkomplex „Angepaßtheit“

Anfänglich war eine begründete Differenzierung der Begriffe „Passivität“ und „Angepaßtheit“ vorgenommen worden. Der Vorwurf der „Passivität“,



des „zunehmenden Desinteresses“ und der „Verdrossenheit“ konnte sicherlich dahingehend entkräftet werden, daß die Meßlatte des „Engagements“, mit der man unsere Generation mit den

vorherigen vergleicht, selbst fragwürdig ist. Auch Engagement ist ein Gruppenphänomen, dessen primäre Funktion in der Sozialisation liegt. Auf welche Ziele sich dieses Engagement richtet, wofür sich Jugendliche zu einem bestimmten Zeitpunkt interessieren, das läßt sich zum Teil durch gesellschaftliche Veränderungen beschreiben, unterliegt aber auch zu einem gewissen Teil der Chaostheorie, nämlich der Theorie von der unübersichtlichen Überzahl der interdependenten konstitutiven Faktoren (das berühmte Beispiel mit dem Flügelschlag eines Schmetterlings in Südamerika und dessen horrenden Auswirkungen ...). Sprich: man sollte die Finger davon lassen, mehr als Tendenzen und Fallbeispiele angeben zu wollen, in jeder Gruppe kann etwas anders sein.

Wie steht es jedoch mit dem Vorwurf der zunehmenden „Angepaßtheit“, der „Kritiklosigkeit“, der „Ja-Sagerei“ und nicht zuletzt des „Opportunismus“? Wenn Schüler und Studenten nur noch konsumbereit in Unterricht und Vorlesung erscheinen, wie vor einem Goldesel, der Know-How schießt, und außerdem das, was sie dort angeboten kriegen, übernehmen, ohne den geringsten Blick auf Qualitätssiegel oder Haltbarkeitsdatum, dann stimmt das tatsächlich unruhig. Ein solches Verhalten mit Gruppendynamik zu erklären, bringt nicht sehr viel, da es sich um eine neue Denkweise handelt, die immer mehr um sich greift. Lernen scheint nicht mehr so viel mit Denken und Verstehen zu tun zu haben, sondern eher mit Wissen und Anwenden. Ebenso hat Wissen nichts mehr mit Nachfragen und Überlegen, sondern mit Antworten und Nachschlagen zu tun. Was der Herr Professor sagt, wird schon richtig sein, ach so, es gibt ja gar keine letzte Wahrheit, aber für mein Leben muß es ja nicht unbedingt die letzte sein ...

Anscheinend hat sich die Wirklichkeitssicht in den letzten Jahren erheblich geändert, was durchaus erklärt werden kann. Wie lernt ein Kind die Welt kennen, was bildet sich als Realität heraus? Einen großen Teil ihrer Zeit verbringen Kinder und Jugendliche vor dem Fernseher oder Computer, ihre Wirklichkeit wird dadurch zu einer Wirklichkeit aus zweiter Hand, zu einer „virtual reality“.

Die Wahrnehmung formt den Verstand, und so ist es nicht erstaunlich, daß die Fernsehwelt zur Realität und die eigene Umwelt bedeutungslos wird. Wenn man sieht, was alles in der Welt, also im Fernsehen, auf 20 und mehr Kanälen zum Sehen und Miterleben angeboten wird, was alles so „abgeht“ in der Welt, reduziert sich das eigene Dasein zu einer *quantité négligeable*, angesichts dessen, was es alles sonst noch gibt. Der natürliche Reflex darauf besteht darin, möglichst nichts verpassen zu wollen, möglichst viel miterleben zu wollen, was den Sog in die Fernsehrealität hinein noch verstärkt. Da das Weltgeschehen anscheinend auch ohne die eigene Existenz über die Mattscheibe laufen würde, entsteht der Eindruck, daß die hier vermittelte Realität wohl als nicht durch eigene Kraft veränderbar hinzunehmen ist und daß man selbst möglichst genauso werden muß, um in diese Welt zu passen und in ihr bestehen zu können. Mangel an Primärerfahrungen, so nennen das die Sozioanalytiker. Nicht nur das, die Fernsehwelt ist sogar einfacher als die tatsächliche. Man holt sich Rat in allen Lebenslagen bei Kelly, am Melrose Place oder bei Frau Beimer, und das Gute ist, man kann zwar alles sehen, aber selbst wird man nicht gesehen, welche gnadenvolle Rolle. Was fehlt, ist der Abschaltknopf, der hieße: „Vergiß es, man hat nicht die Wahrheit gepachtet, wenn man auf der Mattscheibe erscheint.“

Und auch nicht, wenn man in Büchern oder Zeitungen oder auf CD-ROM steht. Leider rückt auch das Faktenwissen in Schule und Studium immer mehr in den Vordergrund, bedingt durch die scheinbare Notwendigkeit, die sich ständig vermehrenden Daten und Fakten irgendwie unterbringen zu müssen, um auf dem „neuesten Stand“ zu bleiben. Die Zeit für kritisches Fragen, selbständiges Herleiten und Analysieren des feilgebotenen Wissens ist knapp, und da Dagmar Berghoff auch nicht jedesmal eine halbe Stunde darüber philosophiert, ob das neue Entwicklungshilfeprogramm der Bundesregierung wirklich sinnvoll sei, müssen wir uns auch nicht den Kopf darüber zerbrechen. Wo also sollen junge Menschen Kritikfähigkeit und Mündigkeit lernen? Selbst wenn sie im Geiste des Staunens, des sich Wunderns und des Fragens erzogen worden sind, bekommen sie im Laufe

ihres Lebens schon bald so viele Fakten ins Gesicht geschmettert, die alle zu überprüfen nicht möglich ist.

Dabei böte gerade die moderne Technik, speziell der Computer, die Chance, wieder selbst kreativ zu werden oder sich im analytischen Denken und Beherrschen der Maschine zu üben. Stattdessen verkümmert die Rechenmaschine zu einem Multimedia-Verdummungsgerät, oder man könnte sagen, der Mensch verkümmert zu einem bloßen Konsumenten, der von seinem Alleskönner Computer bedient werden möchte.

Wenn die Jugend immer angepaßter, kritikloser, abgestumpfter und opportunistischer wird, dann ist das nichts als die logische Konsequenz der Realitätssicht, die sich im Zeitalter der Technik etabliert hat und deren utilitaristische Züge, übrigens technokratischem Gedankengut nicht unähnlich, das Verhalten eines Großteils der Bevölkerung – nicht nur der Jugend – bestimmen. Der Vorwurf ist also berechtigt, doch geht er zum großen Teil an die falsche Adresse. Denn die Jugendlichen, die heute keine kritischen Fragen mehr stellen, haben das Fernsehen nicht erfunden. Kann man ihnen übelnehmen, daß sie es benutzen? Über Kraft und Ohnmacht des Individuums in der Sozialisation läßt sich wohl endlos diskutieren, letztlich führt das jedoch nicht weiter und erweckt irgendwann den Anschein einer fatalen Ausweglosigkeit, den die Situation nicht verdient hat.

Resümee

Bei dieser gesamten Debatte über die zunehmende Verstrickung der Jugendlichen in Medienabhängigkeiten und Sachzwänge der kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft stechen ohnehin zwei denkwürdige Qualitäten hervor, die man mal kritisch beleuchten müßte: erstens die latente ideologische Besessenheit der Gesellschaftskritiker, die den Fortschritt, den sie ablehnen oder fordern, nicht verstanden haben und stattdessen die dekadente Jugend zum Vorboden des von ihnen ja schon immer prophezeiten gesellschaftlichen Untergangs stigmatisieren, und zweitens die Larmoyanz, mit der am schon sicheren nahen Ende

festgehalten wird. Daß dadurch ein Teufelskreis von Fremdwahrnehmung und Selbstwahrnehmung in Gang kommt, durch den dem Jugendlichen, der ständig in der Zeitung liest, daß er unpolitisch und eigensinnig sei, irgendwann tatsächlich jede schöpferische Kraft genommen wird, die Zeit selbst in die Hand zu nehmen, das übersehen die Generationenforscher.

Wenn im ersten Teil dieses Artikels von der Verlagerung der jugendlichen Massenbewegungen und Lebenssinn-Ressourcen die Rede war, so ist die dort angesprochene Flucht ins Private sicherlich auch durch die veränderte Wahrnehmung hervorgerufen worden. Wenn das Weltgeschehen eines Tages auf 15 Minuten gequetscht wird, was natürlich heißt, daß Nachrichten zum großen Teil schlechte Nachrichten sind, dann verstärkt sich nur noch das Gefühl der Hilflosigkeit, der Ohnmacht gegenüber der Zeit. So lassen sich die beiden Beobachtungen, die so oft zu einem Vorwurf verschmelzen, doch nicht völlig voneinander trennen, jedenfalls, was ihre Ursachen angeht. Na Gott sei Dank, ein Funken Kausalbeziehung im Jugendkulturchaos ...

Das sei dem Soziologen gesagt, der die Welt seit einigen Jahren nicht mehr versteht, dem Jugendforscher sei gesagt, daß auch Jugendliche keine Außerirdischen oder Killeramöben sind, sondern *homines sapientes*, denen man eigentlich mehr zutrauen müßte (oder wie Hanns-Joachim Friedrichs in einem Spiegel-Gespräch sagte: „In der Zeit, als ich anfang zu lesen [...] existierte das Wort ‚Generation‘ noch nicht.“). Dem Nostalgiker sei gesagt, daß Kultur nicht bei Techno und dem „kleinen Arschloch“ aufhört, sondern anfängt, dem Gesellschaftsutopisten, daß auch Jugendliche noch Träume haben, dem Gesellschaftspessimisten, daß wir Sein und Bewußtsein total unter Kontrolle haben (Pessimisten muß man immer beruhigen, sonst fangen sie an zu beißen), und schließlich sei demjenigen, der sich noch nicht angesprochen gefühlt hat, gesagt, daß man getrost genausoviel (oder genausowenig) Vertrauen in die Generation X (oder Y) haben sollte, wie in jede Generation vor uns auch schon. „*La jeunesse est une ivresse continue: c'est la fièvre de la raison.*“ (La Rochefoucauld)

ALLES KEIN WERT?

Von Alexander Geisler

Gnadenlos pessimistisch betrachtet bietet unser Globus heute in groben Zügen folgendes Bild: Wir schreiben das Jahr 1995 nach Christus ... Die Welt ist noch immer voller Kriege, Armut, Seuchen und Hunger und sozialer Ungerechtigkeit, während sich der ökologische Niedergang erst anzukündigen beginnt. In den führenden Köpfen der sog. „Intellektuellen“ herrschen (insbesondere in Deutschland) Ratlosigkeit und Verdrossenheit, bestenfalls Uneinigkeit, und viele fürchten die politischen und sozialen Fragen, die uns die Gegenwart stellt. Und wenn selbst die mühsam herangebildete „geistige und politische Elite“ keine neuen Alternativen liefern kann, wie soll dann der „kleine Mann“, dem die Komplexität der modernen Gesellschaft täglich mehr über den Kopf wächst, die richtige Richtung finden und eigene Schritte tun?

Aber glücklicherweise gibt es ja die Jugendlichen, die neue Generation, ... UNS! Nicht daß man in uns die Rettung sehen würde, die in der Lage ist, den äußerst verworrenen, „gordischen Knoten“ der krisengeschüttelten Welt mit einem Schlag zu lösen. Vielmehr sind wir zu einer Projektionsfläche der diffusen Ängste einer Gesellschaft geworden, der es wichtiger ist, Probleme benennen und einordnen zu können, als diese zu lösen.

Da drängt sich das Bild der Jugendlichen als anonyme „Sündenböcke“ auf, das von eigenen Versäumnissen der Vergangenheit und gescheiterten eigenen Träumen und Ideen ablenken soll, ein heuchlerischer Aufruf zur Moral, aus der Angst erwachsen, man könnte die eigenhändig aufgezogenen „Böcke“ zum „Gärtner“ machen.

Sicherlich eine etwas zynische, schwarzseherische Perspektive, aber was bleibt einem als Jugendlichen übrig, betrachtet man die zum Teil nahezu verzweifelt wirkenden Versuche der Journalisten, Literaten und Gesellschaftswissenschaftler, unsere „frustrierte“ Generation (X) mit all ihren kurzlebigen Trends und Tendenzen unter einen Hut zu bringen, während gegen die bis ins Detail untersuchten Ursachen dieser Frustration so gut wie nichts getan wird. Die häufigsten Schlagworte, die uns Jugendliche in den Augen der „jungen Leute

von gestern“ charakterisieren sollen, sind schnell aufgezählt: Ablehnung und Verlust der gesellschaftlichen Werte, Frustration und Politikverdrossenheit, Mangel an Engagement und Diskussionsfreudigkeit, Verdrängung und Ablenkung durch Drogen, Techno und Heavy Metal, Computer und Gewalt. Unsere Generation vollführt einen ständigen „Drahtseilakt zwischen Fun und Frust“, zwei Extreme, die unseren gesamten Alltag kennzeichnen.

Die weite Verbreitung dieser Ideen oder besser Nicht-Ideen in den Köpfen vieler Menschen zwischen 14 und 24 will und kann ich nicht bestreiten, doch eine allgemeine Zustimmung zu dieser gedanklichen Perspektivlosigkeit und ihren Ursachen ist für mich nicht zu erkennen.

Die Elterngeneration

Mit Sicherheit wünschen sich viele junge Menschen eine andere Welt und würden auch gerne etwas ändern; doch wer ist heute noch in der Lage, ihnen erfolgversprechende Wege zur Durchsetzung ihrer Ideen zu zeigen? Was tut die „Null-Bock“-Generation denn anderes, als auf ihre Weise nachzuvollziehen, was ihre Eltern und Orientierungshilfen ihnen tagtäglich vorleben. In der oft geäußerten Einstellung, daß ja „eh alles den Bach runtergeht“, liegt meiner Meinung nach eher die Suche nach einer neuen gesamtgesellschaftlichen Perspektive als die Bejahung der nur nach persönlicher Bedürfnisbefriedigung strebenden Lebensauffassung, die der „Generation X“ oft vorgeworfen wird.

Es ist, denke ich, ein wenig viel verlangt, daß eine neue Generation ganz ohne Hilfe ihrer „gesellschaftlichen Umgebung“, d. h. der Erwachsenen, die (natürlich mit Ausnahmen!) den Egoismus wunderbar internalisiert haben, ein eigenständiges, altruistisches System zum Umgang mit den an sie gestellten Anforderungen entwickeln soll, um die Schwächen unserer Lebenswelt auszugleichen.

Ja, ein Umdenken ist notwendig, wenn die Welt besser werden soll! Die Menschheit müßte loskommen vom Egoismus und den daraus resultierenden „Ellenbogenkämpfen“ zwischen – ange-



Alexander Geisler

sichts der globalen Bedrohungen – lächerlich gewordenen Interessengemeinschaften, ob sie nun „Nation“, „Rasse“, „Schicht“, „Geschlecht“ oder wie auch immer heißen mögen. Nur weil es den jetzt erwachsenen Träumern und Utopisten von *damals* an Mut fehlt und die Anpassung an die sich rasch weiterentwickelnde Welt zusehends schwerer wird, hilft es nichts, sich in konservative, altbewährte Denkmuster zurückzuziehen und diese dann auch noch (direkt oder indirekt) durch träumerische Romantisierung der „guten, alten Zeiten“ oder erzieherische Untätigkeit an die eigenen Kinder weiterzugeben. Somit ist ein Umdenken aller gefragt, und viele Erwachsene sollten sich ihre Verantwortung als Vordenker ein wenig bewußter machen, ehe sie das „Gedankengut“ der Jugend mit einer Mischung aus fasziniertem Entsetzen („schlimm, diese Brutalität“) und moralisierender Selbstzufriedenheit („bei uns hätte es das nicht gegeben“) betrachten!

Ich jedenfalls glaube nicht daran, daß unser aller Väter oder Mütter früher streng nach den Wünschen und Vorstellungen ihrer Eltern gelebt haben, auch wenn sie sich heute noch so verständnislos geben, wenn ihre Sprößlinge selbiges in einer *ihrer Zeit* angemessenen Art und Weise praktizieren. Dabei sind die Ankläger des Normen- und Sittenverfalls oft selbst auf ihre Weise die besten Demonstrationsobjekte für die beklagten Untugenden: Ist es nicht der Gipfel der Heuchelei, wenn Erwachsene, die jeden Abend still vor dem Fernseher sitzen und ihr Bier schlucken, lautstark beklagen, daß ihre Kinder „nur noch saufen, Hasch rauchen und sich vor dem Fernseher Videos reinziehen“, oft ohne jemals über ihr eigenes Ver-

halten nachzudenken oder ernsthaft den Versuch gemacht zu haben, mit ihren Kindern zu reden.

Die Politikverdrossenen, die nicht zur Wahl gehen, sind nicht die Jugendlichen, sondern größtenteils Erwachsene, mündige „Staatsbürger“, die ihren Kindern auch nicht erklären können, wie sie ihre Interessen durchsetzen können. Sicherlich würden viele Mütter und Väter der sog. 68'er Generation, die in ihren „wilden Jahren“ noch ganz anders dachten, sich heute schämen, könnten sie sich in ihrer etablierten, angepaßten Meinungslosigkeit sehen. Und wer sich eingestanden hat, daß die Ideen von *damals* träumerische Utopien waren, sollte sehr vorsichtig sein, wenn er über den Verlust von Idealen bei seinen Kindern klagt.

Die „Verwahrlosung“ der Jugend und ihre gewalttätigen, extremistischen Auswüchse sind, so wenig das die Schuld der jugendlichen Täter auch mindert, häufig eine Konsequenz aus der von vielen Eltern praktizierten „Ruhigstellungspolitik“, mit der sie versuchen, ihre Kinder aus ihrem Alltag herauszuhalten, indem sie materielle mit psychologischen und sozialen Bedürfnissen verwechseln. Wer sich entschließt, die Verantwortung für ein Kind zu übernehmen, muß sich auch die unangenehme Frage gefallen lassen, ob er überhaupt in der Lage ist, nicht nur für die finanziellen, sondern auch für die (weitaus schwerwiegenderen) seelischen Ansprüche des Kindes Sorge zu tragen und die Konsequenzen seiner Versäumnisse zu bedenken. Wer von seinem Kind „Stillbeschäftigung“ erwartet, muß sich nicht wundern, wenn die Kommunikation mit dem heranwachsenden „Sozialisationssubjekt“ sich als schwierig erweist, und wer nicht gelernt hat, sich im Gespräch auszudrücken, hat sicherlich oft Probleme, sich konstruktiv in die Gemeinschaft einzubringen. Darum liegt oft der Griff zur Gewalt nahe, denn andere Formen der Meinungs-, Interessen- und Selbstverwirklichung werden, wie von den Erwachsenen auch, als anstrengend, zeitraubend und auf „lästige Weise indirekt“ empfunden.

Gewalt ist zwar kein „stummer Schrei nach Liebe“, wohl aber der Ausdruck einer Gesellschaft, die das Mittel zur Durchsetzung dem Ziel unterordnet. Wo zu erreichende Ziele eine über-

höhte Stellung einnehmen, da ist die Versuchung groß, sie „mit allen Mitteln“ zu erreichen, und wo das Vertrauen in die konventionellen, indirekten Bahnen der Interessendurchsetzung sinkt, da kehrt man gerne zum Faustrecht zurück oder schafft sich neue Wege zur Realisierung der eigenen Wünsche.

Und auch die Ideen und Ideologien in den Köpfen von Skinheads, Autonomen und anderen gewalttätigen Jugendlichen werden meist von erwachsenen „Rudelführern“ dogmatisch vertreten und verdreht, um eigene Interessen durchzusetzen und sich gefügige Werkzeuge zu erhalten. Diese „altvorderen“ Demagogen, die an Stammtischen, in Betrieben und beim Familienkaffee mehr oder weniger offen am Werke sind, sind nach meiner Einschätzung weitaus gefährlicher als der einzelne Möchtegern-Faschist/Autonome, dessen politischer Tellerrand oft nicht weiterreicht als bis zum nächsten Asylantenheim bzw. zum nächsten Getränkemarkt. Ein wenig mehr Eigeninitiative und Zivilcourage auf seiten der älteren Generationen, und es gäbe sehr viel weniger Verführer, welche die Schwachen unserer Gesellschaft gegen die Schwächsten ausspielen.

Natürlich möchte ich nicht die gesamte Verantwortung an der Jugendproblematik den Erwachsenen und Eltern aufbürden, denn damit müßte ich gleichzeitig den Jugendlichen (und damit mir selbst) ihre gedankliche Eigenständigkeit und ihre Verantwortung für den eigenen Lebensweg absprechen. Dennoch kann die leidige Diskussion über die Kategorisierung der heranwachsenden Jugend die vorhergegangenen Generationen nicht von der Auseinandersetzung mit der eigenen Verantwortung entbinden. Sie darf nicht dazu führen, daß man die der Bewältigung kommender Aufgaben evtl. nicht-gewachsenen Jugendlichen als „unmündig“ und „unverantwortlich“ abstempelt und verteufelt, nur damit man seine eigenen Hände in Unschuld waschen kann. Wer früher dachte „nach mir die Sintflut“, darf heute nicht auf die Jugend fluchen, wenn es regnet.

Wie sind wir wirklich?

Was den Rummel um die Generation X angeht, so scheint mir, daß sich in unserer Gesellschaft ein

immer stärker werdender Drang breitgemacht hat, um jeden Preis für alles eine Schublade finden zu müssen, um überhaupt erst damit umgehen zu können. Alles was nicht in das starre, statistische Kategoriendenken einer gerade erwachten EDV-Ideologie paßt, wird als bedrohlich und formlos gesehen. Vielfalt ist gut, solange sie einen homogenen, klar gefaßten Rahmen hat, unter dem man sie einordnen und bearbeiten kann.

Bisher sind jedoch (glücklicherweise) alle dahingehenden Bestrebungen gescheitert, und die Gründe liegen meines Erachtens klar auf der Hand: Der Versuch, die verschiedenen Subkulturen und Individuen einer völlig heterogenen Menschengruppe, deren einziges gemeinsames Merkmal eine nicht einmal klar zu definierende Altersgrenze nach oben und unten ist, in die klischeehafte Paßform eines intellektuellen Kunstproduktes zu zwängen, mutet an wie der Versuch der Quadratur des Kreises. Die Generation X ist genauso viel oder wenig real wie der 68'er Mythos, der einer ganzen Generation den Stempel seiner medienwirksamsten und „lautstärksten“ AktivistInnen aufdrückte.

In der Rückbetrachtung wird die Generation X ebensoviele Klischeevorstellungen prägen und das reale Bild einer Zeit verzerren, die sich durch viel mehr kennzeichnen ließe als eine politisch desinteressierte, „vergnügungsgeile“ Jugend, die es so, wie sie in den Medien dargestellt wird, niemals wirklich gab. Gerade aufgrund der begrüßenswerten Vielfalt innerhalb der Jugendkulturen und ihren Subkulturen fällt es schwer, universell für alle Jugendlichen prägende Faktoren zu finden, die wirklich für alle Gruppen innerhalb der verstreuten Milieus und „Szenen“ gültig sind.

Obwohl auch ich nur einen kleinen Teil des Kaleidoskops unserer Leben als Jugendliche erfassen kann, möchte ich hier dennoch versuchen, meinen äußerst subjektiven Eindruck „meiner“ Generation zu schildern, um einmal eine andere Perspektive aufzuzeigen als das moralisierende Pauschalurteil, das sich findige Medienmacher zurechtgelegt haben, um mit ihrer „Betroffenheitslektüre“ Profit zu machen.

Die quälende Vergangenheit

Zweifellos gibt es Ereignisse in der Geschichte der Welt, die eine ganze Generation mehr oder weniger prägen. Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts hat Erlebniswelt und Denken ihrer Zeitgenossen entscheidend beeinflußt, und viele der aus diesen Entwicklungen resultierenden Konsequenzen blieben auch in den folgenden Generatio-

nen spürbar. So verklärt sich die Vergangenheit in der Vorstellung derer, die sie nicht mit eigenen Augen gesehen haben, zu realitätsfernen, verschwommenen Rekonstruktionen, die einem komplizierten Puzzle mit unendlich vielen Teilen gleichen, welches zwar beim Zusammensetzen größer und umfassender wird, aber gleichsam niemals vollständig und wirklich „originalgetreu“.

Und dieses ewig mehr oder weniger unvollständige Bild verzerrt sich in der Kommentierung der verschiedenen Interpretatoren zur romantisierenden Fiktion der „guten alten Zeit“ oder zu einer „schlimmen“ Epoche, über die man besser erst gar nicht nachdenkt und damit dem Beispiel der vielen Mitläufer folgt, die sowohl der Nationalsozialismus als auch die DDR brauchten, um bestehen zu können.

Viele Jugendliche finden es schwierig und anstrengend, sich ein Bild von einer Geschichte zu machen, bei der aus der Sicht vieler umstritten ist, wie barbarische Verbrechen, Genozid und Vernichtungskrieg mit noch heute stolz beschworener Beschäftigungspolitik und einem „starken Deutschland mit Großmachtcharakter“ unter einen Hut zu bringen sind. Das Nachdenken über die Vergangenheit ist quälend und unangenehm, auch und gerade für jene, die noch als Kinder in der DDR groß wurden und zumindest passiv den heuchlerischen Alltag des „real-existierenden“ Sozialismus miterleben mußten.

Der Schatten des 2. Weltkrieges erfaßt auch unsere Generation, auch wenn er in weite Ferne gerückt ist und die meisten Jugendlichen nichts mehr von Schuld oder Verantwortung für die Verbrechen ihrer Großväter wissen wollen, z. T. sicherlich aufgrund der als „künstlich oktroyiert“ empfundenen Konfrontation mit diesem überstrapazierten Themenkomplex. So geben sich viele mit unreflektiertem Halbwissen zufrieden, ohne dessen Inhalte zu durchdenken, und machen sich damit anfällig für die Verlockungen der gerne betriebenen „Geschichtskosmetik“.

Zeichen der Zeit

Das für unsere Generation entscheidende historische Faktum ist, denke ich, die Auflösung des Ost-West-Konfliktes und die deutsche Wiedervereinigung. Mit dem Zusammenschluß der beiden deutschen Staaten ging eine Ära der Konfrontation zu Ende, die einerseits von Feindbildern und dem Wettstreit der Ideologien geprägt war, andererseits aber gerade durch die Festgefahrenheit ihrer Fronten ein klares überschaubares System bildete, in

dem der Einzelne mit einem Mindestmaß an Stabilität rechnen konnte.

Mit der Selbstdemontage des ehemaligen Ostblocks begann ein rasanter Entfaltungsprozeß gesellschaftlicher Dynamik, die sich unter dem allesüberschattenden Antagonismus der Systeme angestaut hatte. Die fetten Jahre einer stabilen westdeutschen Wirtschaft gingen zu Ende, und die staatlichen Mittel flossen nun in den Osten der BRD, der sich statt in die versprochenen „blühenden Landschaften“ in ein Milliardengrab verwandelte.

Verunsicherung, Neid und Mißgunst, zuerst gegenüber den „Ossis“, später verstärkt gegen die schwächsten Glieder unserer, wenige Jahre zuvor noch stolz beschworenen, multikulturellen Gesellschaft, die Ausländer, zogen wieder in die Köpfe der Deutschen ein. Die ehemalige Sicherheit war dahin, das vermeintlich feste Vertrauen in das 40 Jahre lang stabile System weichte auf, und alte Konflikte und Ideen kamen wieder ans Tageslicht.

Politik(er)verdrossenheit

Die Wellen der Hysterie und des Selbstmitleids, die über den „armen, geschundenen“ Deutschen nun zusammenschlugen, blieben nicht ohne Konsequenzen für die Gedanken der jungen Generation, die in der Atmosphäre der „deutschen Frustration“ heranwachsen mußte.

Protestieren hatte sich bei den eigenen Müttern und Vätern als Holzweg erwiesen, und zum großen Sturm auf bzw. gegen das System ging es allen noch immer viel zu gut. Da war es auch nicht schlimm, daß die träge gewordene Demokratie niemanden mehr so recht ansprach und sich die „undurchschaubare“ Bonner Politik immer weiter aus dem Alltag entfernte. In dieser Phase wandten sich viele junge Menschen desinteressiert oder enttäuscht von der Politik ab oder kehrten gemäß dem Trend der Zeit zur inhaltslosen „Randalie mit politischem Anstrich“ zurück.

Die zum Teil sorgsam geschürte Existenzangst raubte vielen den Mut zur freien politischen Meinungsbildung, die Suche nach „starken Männern

mit großen Ideen“ und nach „einfachen Lösungen“, rückte wieder in den Vordergrund des politischen Denkens, besonders bei Jugendlichen aus sozial schwächeren Gesellschaftsgruppen. Andere Jugendliche wiederum konzentrierten ihr durchaus vorhandenes Engagement auf kleinere Ziele, die näher an ihrem Alltag lagen, bspw. in Umweltschutzorganisationen, Schülerverbänden oder anderen Jugendgruppen, in denen ihr „Wille zur Tat“ nicht ständig gegen die „weichen Mauern“ der selbstgefälligen Parteiendemokratie rannte.

Aus dieser Perspektive kann ich nicht glauben, daß die Jugend heute weniger engagiert ist als früher, es fällt ihr nur nicht mehr so leicht, dieses latent vorhandene „Wollen“ zu konkretisieren und zu mobilisieren. Da für die großen Probleme keine erfolgversprechende Lösung in Sicht ist, gehen die Versuche eher dahin, etwas „im Kleinen zu bewegen“.

Wo sind die Rebellen hin?

Im großen und ganzen geht es vielen, wenn auch bei weitem nicht allen, heute immer noch besser als je zuvor, nur liegt in der Aussicht auf den Zwang zum Verzicht ein Affront gegen die Bequemlichkeit und Selbstgefälligkeit, die sich in unserer Gesellschaft bei jung und alt breitgemacht haben.

Die Klagen der Deutschen angesichts kleiner „Wehwehchen“, die unseren harterarbeiteten Lebenskomfort einschränken, zeigen, wie träge und weinerlich wir doch geworden sind. Und dieser Trend prägt natürlich(?) auch die breite Masse der momentanen Jugend, die in dem Ruf steht, nur noch „jetzt leben zu wollen“, ohne Perspektive und Ziele: Anstatt die eigenen Probleme anzugehen, sucht man die Schuld immer erst einmal bei „den anderen“ oder verzettelt sich in Nebensächlichkeiten und Ablenkungen, die einem erlauben, den netten Traum vom „Wohlstandsdeutschland“ weiterzuträumen oder sein Scheitern auf fremde Schultern abzuwälzen. Und über anderes darf man gar nicht erst reden, wenn man nicht gleich in eine ungeliebte gesellschaftliche Ecke gestellt werden will ...

Schon allein der widerwärtige Trend zur „political correctness“ hat viele Werte und Themen der Diskussion entrückt, und so gibt es heute zu wenig faßbare, wenn auch genug latent vorhandene Schwachpunkte, gegen die man anrennen könnte, selbst wenn man nicht fürchten müßte, seinen eigenen viel zu lieb gewonnenen Lebensstandard zu gefährden. Man hat eingesehen, daß Rebellion nicht lohnt, und die großen Utopien fehlen.

So gibt es für die „zufriedenen Unzufriedenen“ nur noch die kleine Rebellion gegen das Unwichtige, die beinahe zur Selbstverständlichkeit gewordene Provokation und die Identifikation mit den unzähligen Trends und gezielt lancierten Moden, die Individualität ausdrücken sollen, aber meiner Meinung nach nur helfen, die eigene „Formlosigkeit“ hinter Gruppenklischees zu verstecken.

So haben die meisten „Szenen“ längst ihre politische und gesellschaftliche Dimension verloren und existieren nur noch als durch *Outfit* und Musik geprägte Sammelbecken für Pseudo-Individuelle, die in der Gruppenidentität oft einen Ersatz für ihre enttäuschten persönlichen Träume erhoffen.

Aber auch dies sind nur Tendenzen, und man würde den verbliebenen Träumern und Idealisten viel Unrecht tun, setzte man sie mit der breiten Masse der Desinteressierten, von denen ebenfalls einige in „geistigem Dornröschenschlaf“ auf eine Änderung warten, gleich.

Was bleibt, ist mein Eindruck, daß wir Jugendlichen heute im Grunde genauso sind wie die Jugendlichen früherer Generationen, mit dem Unterschied, daß der momentane Mangel an Utopien und großen Perspektiven unserer Gesellschaft viele entmutigt und enttäuscht hat. Wie andere Generationen auch müssen wir mit den technischen Errungenschaften unserer Zeit und mit den täglichen Veränderungen unserer komplexen Gesellschaft leben lernen. Und wie alle Veränderungen braucht auch die gegenwärtige ihre Zeit, bis aus der dynamischen Veränderung, die viele erschreckt und verunsichert, eine neue stabile „Übergangslösung“ geboren wird.

Und am Anfang war das Chaos

Von Heike Graf



... womit Religionen und Mythen beginnen, damit beginnt auch die Geschichte des „Exodus“.

Fangen wir ganz von vorne an: Bekannt war, daß in Saarbrücken ein Angebot der offenen Jugendarbeit als Alternative zum JUZ fehlte. Die katholischen Kirchengemeinden der Saarbrücker Innenstadt und die Jugendpastoralkonferenz haben die Idee eines offenen Jugendtreffs aufgegriffen, weiterentwickelt und deren Verwirklichung in Angriff genommen.

Ein Raum im Nauwieser Viertel wurde gefunden, den es umzugestalten galt: Aus einem langweiligen Büroraum sollte ein modern gestalteter Jugendtreff werden. Und hier erblicken wir nun das Chaos: Der Raum mußte völlig renoviert werden. Hilfe!

Von diesem Zeitpunkt an kamen die Jugendlichen ins Spiel. Martin Bauer, einst Gemeindefereferent und zuständig für die Jugendarbeit in Quierschied/Fischbach und nun hauptamtlicher Angestellter des Cafés in spe, versammelte Freunde und Bekannte um sich und jeden, der mithelfen wollte, und die Arbeit begann.

Das Chaos verdichtete sich: Nachmittage wurden damit verbracht Teppiche rauszureißen, die Decke abzuhängen und Kacheln zu klopfen, was eine fantastische Beschäftigung war, um postscholare Aggressionen abzubauen. Zwischen dem gemütlich-kreativen Chaos, verursacht durch leere Flaschen, Papier, Kacheln, Handwerkszeug und Farbe fühlten wir uns alle sauwohl, und es wurde das Schlagwort geprägt: „Asketisch gearbeitet und kontinuierlich gelebt!“

Bald darauf kam Lea Schröder als zweite Hauptamtliche dazu. Ein Notbüro im Johannishof in der Mainzer Straße wurde zur Besprechung und Klärung organisatorischer Fragen eingerichtet, und die langsam immer größer werdende Zahl von Teamern erinnert sich heute noch mit Freude an die Organisationstreffen, die nie ohne üppiges Frühstück begannen und manches Mal mit einem gemütlichen Kneipengang endeten. Mittlerweile schritt auch die handwerkliche Tätigkeit voran;

Bänke wurden gebaut, Tapeten abgekratzt, Schränke abgeschliffen und angestrichen. Wir arbeiteten und feierten und wuchsen trotz aller Unterschiede in Temperament und Meinung zu einer Gemeinschaft voller Tatendrang zusammen. In dieser Zeit wurde aus dem namenlosen Schüler/Innentreffen das Café EXODUS – das multikulturelle Café für junge Leute.

Es wurde beschlossen, ein Team junger Erwachsener und Jugendlicher zu bilden, die in eigenverantwortlicher Tätigkeit organisieren, Veranstaltungen planen, Thekendienste einrichten, sich um Öffentlichkeitsarbeit kümmern ... Nach dem Motto: „Wer will, der darf ...“ sollte jeder dabeisein können.

Und gerade durch die Möglichkeit, selbst handeln, sich einbringen und Verantwortung übernehmen zu können, ohne es zu müssen, wurde das Café zu einem Treffpunkt junger Leute unterschiedlichster Art, die stolz darauf sind, etwas Eigenes machen zu können und gemacht zu haben. Das EXODUS bietet Raum für jeden, Toleranz gegenüber andersartigen Lebensweisen, Menschen, die zuhören, außerdem viele Veranstaltungen. Jeden Monat wird an einem schulfreien Samstag zum Brunch eingeladen; um die Essensauswahl und das Rah-



menprogramm kümmern die Jugendlichen sich selbst. Immer wieder entstehen neue Programmideen, wie z. B. die Märchenabende, Podiumsdiskussionen, Workshops, Wettbewerbe und Turniere (z. B. Kickerturnier, Indica), Projekte, Konzerte usw., die mit viel Eifer und persönlichem Engagement in die Tat umgesetzt werden.

Das EXODUS ist für mich ein Beweis dafür, daß die „Jugend von heute“ noch lange nicht so gelangweilt, unkreativ, konsum- und funorientiert ist, wie sie in der Öffentlichkeit dargestellt wird.

**Junge Leute
im Saarland**

BRAVO!

Von Jörg Wagner

Es begab sich vor geraumer Zeit, daß sich irgendwo in Deutschland die führenden Köpfe der deutschen Journalistenzunft zusammenfanden, um über ihre Aufgaben und Ziele im jetzt gewachsenen Lande zu beratschlagen. Waren solche – schon öfters dagewesenen – Treffen bisher immer in rechter Ruhe und Beschaulichkeit über die Bühne gegangen, so beunruhigte die Versammlung diesmal doch etwas, was mehrere weise Institutionen durch zahlreiche Studien bewiesen: Das Volk – und hier insbesondere der junge Anteil – zeigt sich ennuyiert von den Produkten der deutschen Druckereien, der *Gameboy* hat seinen Siegeszug über Gutenberg angetreten, das Fernsehprogramm stellt das

himmel: die Jugendseite! Gebt der Jugend nicht viel, aber ein bißchen Platz in den Blättern, bei dessen Gestaltung sie sich engagieren und mit dessen Inhalt sie sich identifizieren kann, und sie wird es uns danken, indem sie liest und kauft! Und wenn es nix wird, ist es auch nicht schlimm, denn die Arbeit machen die jungen Leute selbst, das kostet nur ein paar Mark.

So kam es, daß bald darauf jedes Blatt, das den Trend nicht verpassen wollte, sich ein solches Experiment leistete.

Nach zwei, drei



einzigste dar, was 'Kids' heute freiwillig lesen, und sowohl die Zahl der Neuabonnenten von Zeitungen als auch Auflagezahlen und Profite sinken beträchtlich. Um dieser schrecklichen Entwicklung ein Ende zu bereiten, wurde ein Universalmittel gesucht, die Käufer der Zukunft frühzeitig zum Lesen einer Zeitung zu motivieren; und wie ein Stern erschien die Lösung am Presse-

Jahren war die Kunde auch in den Westen des Reiches gedrungen, und eine der großen saarländischen

Tageszeitungen machte sich auf, endlich mal ein Stückchen Innovation, nicht nur die Druckfarben betreffend, in ihren Alltag einzulassen. So erging der Ruf an die verschiedensten Bildungseinrichtungen im Land, daß die schreibwilligen jungen Leute sich bei der Zeitung zwecks Bildung einer Redaktion zusammenfänden; doch Resonanz kam ausschließlich von Gymnasien und

der Universität, und das war erst der Anfang der Probleme.

Betonte man bei den ersten Sitzungen noch, daß man seitens der Zeitung an Bildung und Information der neuen Leser interessiert sei, zeigte sich, daß über die Art und Weise, wie diesem Interesse gedient werden sollte, recht unterschiedliche Auffassungen bestanden. Auch grafische Gestaltung und Umfang der Einzelartikel waren umstritten. Die anfangs praktizierte antiautoritäre Gruppenführung wandelte sich – auch auf Veranlassung der Chefredakteure – zu einem spürbaren Eingreifen in die Leitlinien und Grundzüge der Jugendseite. Der Eindruck einer Diskrepanz zwischen den Vorstellungen der Jugendredakteure und den Erwartungen der Führungsetage wurde immer stärker, obwohl zu Beginn festgestellt worden war, daß man den Mitarbeitern freie Hand lassen wollte, da sie als Jugendliche „einen besseren Draht zur Jugend haben als bezahlte Berufsjugendliche aus den eigenen Redakteursreihen“. Diese Aussage wandelte sich mehr und mehr zur Farce: Ausführliche, informative Artikel wurden rigoros zusammengeschnitten, der Forderung nach einem Leitthema pro Ausgabe wurde zugunsten eines 'Splitter-(Häppchen-)Journalismus' nicht nachgegeben, die Gestaltung nahm einen immer größeren Stellenwert gegenüber der Aussagekraft der Artikel an ... Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen war der Vorwurf an die Jugend-Redaktion, sie wolle eine neue Seite 3 schaffen, sprich: sie wolle Eigeninitiative entwickeln zu einer durchaus kritischen Berichterstattung über Probleme und Interessen Jugendlicher, die über die Bereiche „erste Liebe“ und „Schulstreß“ hinausgingen. Diese unerhörte Auflehnung wurde sofort getadelt, und um den Querulanten der Jung-Redaktion einmal vor Augen zu führen, wie ein Journalismus für junge Leute auszusehen hat, wurden ein paar Exemplare erfolgreicher, gängiger Jugendzeitschriften beigelegt. Da ich mich persönlich nicht so sehr mit BRAVO, POPCORN u. ä. identifizieren kann, veranlaßte dieses Ereignis mein Ausscheiden aus der Redaktion.

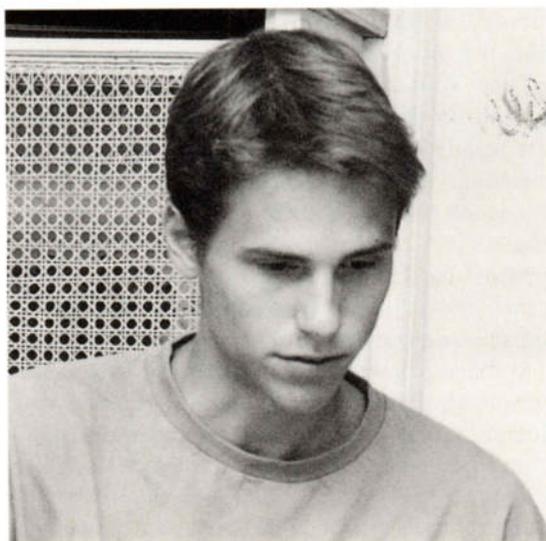
Mittlerweile ist die „Jugendseite“ besagter Zeitung zu einem allsamstäglichem Riesencomic mit gelegentlichen Texteinlagen verkommen, die bei

Jugendlichen aus meinem Bekanntenkreis allenfalls Lacherfolge erzielt. Findet sich mal ein längerer Artikel, ist er fast immer an Nichtssagendheit kaum zu übertreffen. Das einzig Lesenswerte sind noch die Veranstaltungshinweise, die man aber in diversen Stadtmagazinen besser findet.

Eigentlich ist diese Entwicklung zu bedauern, da dadurch eine große Anzahl potentieller Leser (ca. 20.000 Studenten z.B.) einfach übergegangen wurde; aber man hatte auch nie den Eindruck, daß diese Leserschaft erwünscht war: Anregung zu kritischer Diskussion war dieser Zeitung fremd, seit ich sie kenne. Außer es ging um bedeutende Themen wie einen wildgewordenen Elefanten im Zoo oder die nächste Karnevalssaison ...

Als Fazit bleibt zu bemerken, daß man seine Erwartungshaltung stark zu reduzieren hat, will man bei solch einem Projekt mit solch einer Führung mitwirken, sonst kommt man sich leicht verladen vor. Das Beste wird aber sein, die persönliche Kreativität dort einzubringen, wo sie erwünscht und gefordert wird ... Eine Jugendseite, wie sie jetzt produziert wird, läßt man am besten von Leuten herstellen, die sich mit ihr identifizieren können und die es sich gefallen lassen, in ein Schema von Jugend gepreßt zu werden, das vielleicht einem (großen) Teil von dieser, v. a. aber dem Idealbild bestimmter bornierter „Führungsgrößen“ entspricht.

Jörg Wagner





Endlich halten wir sie in den Händen, die Matura. Es war schon seltsam, wie sich am Tage der Überreichung ganz plötzlich Ende in Anfang verwandelte, Apokalypse in Apotheose. Frei ist der Weg auf das Höchste, was das Abendland zu bieten hat. Und es ist ein breiter Weg, die Uni ist nicht zu verfehlen. Wir sehen uns schon sehnsüchtig die hohen Hallen der Wissenschaft betreten; es wird so sein, wie wenn man in einer monumentalen Kathedrale beim Hereinkommen unwillkürlich den Kopf hebt, um ehrfürchtig an mächtigen Säulen hinaufzublicken und ungläubig staunend die Decke, dieses wunderbare, von Menschenhand geschaffene Abbild des Himmels zu mustern. Die gleiche Ergriffenheit stellt sich in den Bibliotheken und Hörsälen von Universitäten ein, man bedenke nur einmal, welche großen Menschen diese Wände und der sie bedeckende Staub gesehen, welche großen Worte sie gehört haben. Die *universitas* scheint für uns alle das zu verkörpern, was wir in der Schule vermisst haben; sie ist das inverse Element, die Komplementärmenge zur Schule, die wir schon lange satt haben.

Erstens: die Lehrkräfte. Bis auf Ausnahmen, von denen man ja immer absehen muß, paraphrasieren sie seit zwanzig Jahren das ewiggleiche Curriculum, ohne selbst jemals begriffen zu haben, was sie da eigentlich machen und vor allem wozu. Schüler sind lästige Mitesser, ohne die der Unterricht viel besser funktionieren würde. Das haben wir inzwischen kapiert, und auch, wie wir noch lästiger werden, nämlich dadurch, daß wir die teils

liebsten teils bedauernswerten, jedoch meist amüsanten Macken der Damen und Herren durchschaut haben und diese bedingungslos ausnutzen. So gibt es den Lehrer, der ständig selbst betont, er wüßte auch nicht, wozu man den Stoff seines Fachs im Leben mal gebrauchen könnte. Ihn hat man schnell dazu überredet, bei schönem Wetter doch einfach die Stunde ausfallen zu lassen und im Café um die Ecke einen trinken zu gehen. Dann gibt es wiederum Lehrer, die durch geschicktes Verteilen von umfangreichen Referaten und Einladen von möglichst vielen Gastrednern – diese Arbeitsweise soll uns auf die Methoden an der Uni vorbereiten – sich selbst so weit wie möglich entlasten. Die Vorbereitung auf den Unterricht entfällt dadurch zum größten Teil. Bei dieser Art von Lehrern macht es besonders viel Spaß, ihnen ein schlechtes Gewissen zu induzieren, indem man schon nach sechs Wochen auf der Rückgabe der Kursarbeit besteht und mit dem kleinen Paragraphen der 4-Wochen-Frist wedelt. Doch leider läßt sie meist auch der Hinweis, man habe einen wichtigen Unterpunkt im Lehrplan nicht behandelt, völlig kalt („Ich krieg ja meine Rente auf jeden Fall“).

Hartnäckig, hartnäckig, aber wie ist das mit dem Gelernten, es kann doch keiner herkommen und behaupten, man habe in 13 Jahren Schule gar nichts von den Lehrerinnen und Lehrern mit auf den Weg bekommen. Das sicher nicht, jedoch fragt man sich in der Oberstufe dann und wann, ob das *Ist* tatsächlich dem *Soll* entspricht. Im Fach

Deutsch etwa geht es doch schon lange nicht mehr darum, die deutsche Literatur kennenzulernen und sich seine eigenen Gedanken darüber zu machen. Eher kriegt man hier schon mal eine Einführung in die Psychologie, und zwar in die des Lehrkörpers, dessen innerste Seelenprozesse spätestens nach zwei Kursarbeiten analysiert sein müssen, damit man bei der dritten endlich Stil, Wortwahl, Satzbau und auch die Menge und Art der geistreichen Würzungen an die Rotstiftkultur des jeweiligen Kollegen anpassen kann. Dieser mag nämlich willkürlich einen Ausdruck als zu salopp und modisch abtun, den man von seinem früheren Deutschlehrer eher als spießige, bürgerliche Redensart des Establishments angekreidet bekommen hätte. Es sind die Steckengebliebenen, die Verkannten und die Enttäuschten, die uns das Gefühl geben, unsere Zeit zu verschwenden. Kostbare Zeit, vertrödelt, um einen Berechtigungsschein fürs Allerheiligste ausgestellt zu bekommen.

Wie gesagt, wir haben noch den Traum der *universitas*. Professoren, die natürlich auch ein paar Macken haben, aber stets von dem Geiste des Wissens und der Forschung beseelt, uns mit unerhörten Dingen bekannt machen; ganz plötzlich stehen wir nochmal am Anfang, Novizen, die sich hungrig auf alles stürzen, was man lesen kann. Und Professoren, die uns an die Hand nehmen, wie einst die Grundschullehrerin. Großes kann so entstehen aus unseren Händen, läßt man uns nur frei. Frei. Freiheit gibt es nur auf der Universität, schon im Beruf wird man uns nicht mehr erlauben, einfach mal zwei Fläschchen zusammenzukippen und zu sehen, was rauskommt. Leider hat man uns das auch auf der Schule nicht erlaubt, weswegen viele von uns ihre Neugier vergessen mußten. Stattdessen wissen wir – oder glauben wir zu wissen –, wie ein PVC-Molekül aussieht, warum es viel zu gefährlich ist, es selbst einmal in der Schule herzustellen, was Einstein so ungefähr mit seinen komischen Formeln sagen wollte, wie man Gleichungen mit fünf Unbekannten löst und wie sich Nietzsche in seiner Religionskritik von Marx und Feuerbach unterscheidet. Auf dem letzten Wandertag haben wir dann alle vor so einem weißblühenden Kraut die Flucht ergriffen, weil keiner so genau wußte, ob es jetzt giftig war oder nicht.

Laßt uns endlich raus aus diesen engen Klassenzimmern, raus auf die Uni. Dort werden wir unseren faustischen Urinstinkt endlich ausleben dürfen. Es wird noch geforscht, es gibt Orte, wo das Fragen nicht verlernt wurde und das Kopfnicken und Ja-Sagen niemals in Mode kommt.

Gaudeamus igitur! Schön muß das Studentenleben sein, dem Elternhaus entfliegen in vollendeter Wohnsymbiose leben wir einzeln, zu zweit oder zusammen, und immer frei. Es bügelt uns zwar keiner mehr unsere Hemden, aber wir tragen sie ab



jetzt auch ungebügelt. Ungezügelt, ungehobelt, ungeschoren, der Sonne entgegen. Wir sind jung und stark und werden diese Welt irgendwann erobern. Öffnet uns die Fallgitter zur Arena der Wissenschaft, zur Arena des Lebens. Öffnet!

... Auf die Universität ... Eine Institution der Forschung und Lee(h)re

Von Alexander Geisler

-In diesem Artikel geht es um einen Mythos ... nein, er dreht sich nicht um die Literbombe als Kultobjekt einer Generation, auch nicht um den Gameboy und erst recht nicht um die Diskotheken, die neuen Pilgerstätten der „Lust und Langeweile“-Kids. Zumindest nicht direkt ...

Dieser Artikel soll von einem Traum erzählen, der in den Köpfen vieler Jugendlicher noch immer herumgeistert, die romantisch verklärte Vorstellung von der deutschen Universität als Heiligtum der lange vermißten geistigen Freiheit und Unabhängigkeit.

bewähren würden. Nun, da ich mein erstes Semester hinter mich gebracht habe, wage ich, bereits mit beiden Füßen fest am Ende des nächsten stehend, den Rückblick hinter die monumentalen Kulissen des eigentlich wenig beeindruckenden, zum Teil sogar etwas lächerlichen Hochschullebens.

Fangen wir also von Anfang an ...

Das erste Charakteristikum, das die Universität von der Schule unterscheidet, wird dem Neuling bereits bei den ersten unsicheren Schritten über den Campus klar. Traf man auf der Schule noch Tag für Tag vertraute Gesichter, die einem mehr oder weniger auf die Nerven gingen, so bietet einem die Uni Tag für Tag Gelegenheit, neue interessante Menschen kennenzulernen, mit denen man tiefgründige Gespräche über heikle Themen wie das Wetter, die Kneipen der Innenstadt und ihre Studienfächer, mitunter aber auch über die Fächer, die sie studieren, oder (wenn man besonderes Glück hat) sogar über ihr Studium und ihre Fächerwahl führen kann.

Dies setzt allerdings voraus, daß man mehrere Bedingungen erfüllt, die in Studentenkreisen zum Gesprächspartner qualifizieren:

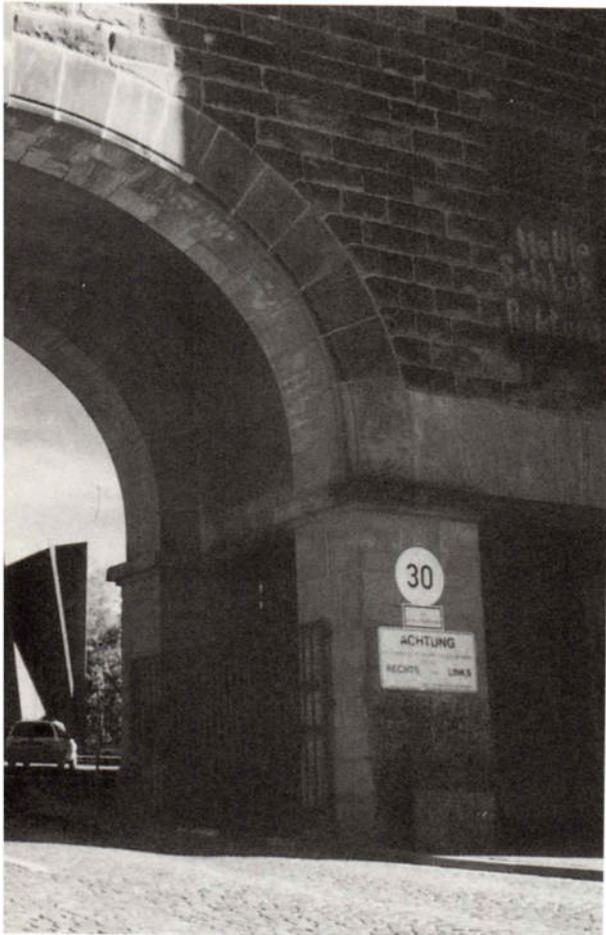
1. Kompetenz (Formel zur Kompetenzberechnung)

$$\frac{1/2 \text{ Semesterzahl} \times \text{Fremdwörter pro Satz}^2}{\text{cooles Auftreten in Grad Celsius}}$$

2. (Bloß keine anstrengenden Gespräche, bei denen man ins Grübeln geraten könnte! Je pflegeleichter desto besser!)

$$\frac{\text{Banalität}}{\text{Oberflächlichkeit}}$$

Diese hohen Anforderungen an den Gesprächspartner erklären den erschreckenden Mangel an wahrer Kommunikation (sowie den Überschuß an Fachsimpelei) und den hohen Anonymitätsgrad an der Uni, die wie ein Brennglas die Erfahrungen der Schule bündelt und auf einen zentralen Punkt fokussiert: **EinzelkämpferInnen vor!**



Nach dem Ende meiner dreizehnjährigen Schulzeit und der mit viel sauer Auswendiggelerntem „erschlafenen“ allgemeinen Hochschulreife wollte auch ich ausziehen, um zu sehen, ob sich mein neuerworbenes Wissen und meine humanistische Geisteshaltung im harten Alltag der Universität

Wenn jeder an sich denkt, ist an alle gedacht!
Leute kennen ist wichtig, vielleicht braucht man
sie später mal!

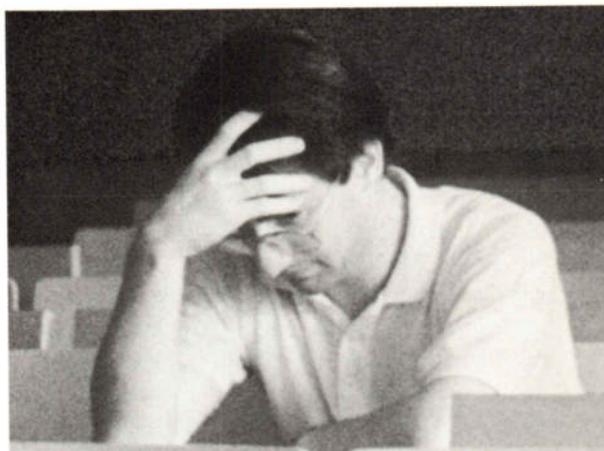
Die nette, aber oft mißverständene Bezeichnung „Kommilitone/in“ für den oder die Mitstudierende ist da etwas irreführend, weist sie doch darauf hin, daß hier ein Kampf aller gegen alle (bzw. „Jede mit Jedem“) stattfindet, der oft nur wenig Platz für Persönliches läßt! So gilt „jeder für sich, der Prof für alle“ und manchmal (insbesondere bei Klausuren mit festgesetzter Durchfallquote) „studentus studentis lupus est“! Wer früh beginnt, sich ins richtige Licht zu rücken, darf schon bald darauf hoffen, sich im Glorienschein der unantastbaren Dozenten, zum Teil sogar ‘echter Professoren’, die gerade von Erstsemestern mit gottähnlicher Verehrung betrachtet werden, wiederzufinden.

Somit ist klar, daß nicht nur aufgrund des seit Generationen unverändert geschmacks- und nährstoffreichen Mensaessens der Vitamin B-Bedarf der Studenten noch immer nicht gedeckt werden kann, weshalb man auch keine Gelegenheit verstreichen lassen sollte, seine vorhandenen oder vorgetäuschten Kenntnisse, die man sich 15 Minuten zuvor angelesen hat, zu präsentieren, als seien sie der eigenen, angeborenen Weisheit letzter Schluß.

Wem das wie kindliches Protzverhalten erscheint, dem sei gesagt, daß mit zunehmendem Status in der Unihierarchie meist anscheinend auch die persönlichen Eitelkeiten proportional anwachsen. So ist die Behauptung nicht übertrieben, daß Professoren oftmals die den Normalsterblichen gesetzten Grenzen überwinden und ihre geistige Kindheit wiederfinden, was sie zum Teil sogar ins Vorschulalter zurückkatapultiert, insbesondere wenn es um wissenschaftliche Anerkennung ihrer hartgewonnenen, in langen Methodendiskussionen verteidigten Erkenntnisse geht. Da wird gezankt, um Prioritäten gestritten und um Anerkennung gebuhlt und die Kollegen diffamiert, daß man sich wundert, wie in den Köpfen der ehrenwerten, habilitierten und promovierten Damen und Herren bei all der Selbstbeweihräucherung noch Platz für so viel Wissen ist. (Anm.: In Münster sollen sich voll ausgewachsene Professoren schon im gerechten Zorne die Schreibmaschinen gestohlen haben.)

Ach ja, das Wissen. Das ist im Gegensatz zur Schule natürlich auch so eine Sache. Letzte Wahrheiten gibt es (insbes. in den Sozialwissenschaften) natürlich nie, und man steht, das ist ja das Interessante, mitten im Zentrum der Diskussion.

So wird man im Laufe seines Werdegangs mit vielen Lehrmeinungen konfrontiert, die natürlich alle völlig gleichwertig sind, bis sich eben eine spezielle Ansicht (mit den oben angeführten Methoden) durchgesetzt hat. Nun, da man ja Scheine machen will, stellt sich natürlich die Frage, welche Meinung an der jeweiligen Uni, im jeweiligen Fachbereich, beim jeweiligen Dozenten gelehrt wird! Also gilt auch hier der universitäre Dreischritt 1. aufpassen, 2. anpassen, 3. angeben! (Oder alternativ: 4. aufgeben!)



Opportunismus? Nein, doch nicht an der Uni! Hier kann jeder denken, was er will, im Rahmen der wissenschaftlich fundamentierbaren Meinungen natürlich! Also blindes Zitieren von Autoritäten und unreflektiertes „Nachplappern“? Natürlich nicht! Nur die Teilnahme an der objektiven Diskussion der wissenschaftlichen Meinung ... Und wer mitreden will, muß halt erst einmal sein Handwerkszeug beherrschen! Also erst mal Begrifflichkeiten auswendig lernen und die eigene Meinung ständig am Stand der aktuellen Debatte orientieren, bis man selbst mitreden darf? Ja, daran ist ja auch (eigentlich) nichts auszusetzen, aber so viel anders ist es halt an der Schule auch nicht!

Bleibt als Fazit: Wer sich vom allgegenwärtigen Gerede von der Studentenschwemme, vom akademischen Proletariat, den Etatkürzungen im Bildungsbereich und der anhaltenden N.C.-Wut noch nicht hat abschrecken lassen, bekommt auf der Uni, was er verdient: Hurra!!! Leistung lohnt sich wieder!

UP^{AND}-DOWNER

Von Barbara Legner

Sie ist so atemberaubend, so wunderschön. Ich kenne sie noch nicht lange, und doch ist sie mir so vertraut, als hätte ich sie immer schon gekannt. Sie ist aufregend, sie ist einfach wunderbar, und sie liegt mir zu Füßen. Sie bietet mir bereitwillig ein neues Heim und Leben mit ihr. Ich liebe sie.

Ich hasse sie. Sie ist laut, sie ist dreckig und stinkt. Sie ist so gleichgültig, daß es bereits an Grausamkeit grenzt. Ihre Schönheit ist nichts als Fassade. Resultat eines aufwendigen Millionen-Liftings, einer Rundumsanierung, die ihren jämmerlichen Zustand jedoch kaum verbirgt. Ein Blick in die Hinterhöfe genügt. Sie ist der Schauplatz meines neuen, herrlichen Lebens, das wie Modelliermasse in meinen Händen liegt. Ich kann sie formen, wie ich will. Ich allein entscheide darüber, ob daraus etwas Ausgefallenes, etwas Skurriles, etwas Schönes, Langweiliges oder Bedrückendes wird. Unzählige Möglichkeiten bieten sich mir: Egal, was ich bisher getan habe, egal, wie ich war, wie mich meine Freunde und Eltern kennen. Egal, denn jetzt kann ich all das ändern. Das Leben bietet mir die großartige Chance eines totalen Neubeginns. Soviele neue Eindrücke, Orte und Menschen. An mir allein liegt es, sie zu Bestandteilen meines Lebens, zu Freunden, zu Feinden oder

Randerscheinungen zu machen, denn ich bin meines Glückes Schmied und à propos, was kostet die Welt?

Mit meiner Geburt auf dieser Hälfte der Welt, in diesem Land, als Kind meiner Eltern gab das Schicksal mir die Gnade der Wahl und die Qual der Entscheidung, über mein Leben selbst zu bestimmen. Warum?

Warum habe ich mich für diese Stadt entschieden? Für diesen Studiengang? War meine Entscheidung richtig? Soll ich noch wechseln? Den Ort? Das Land? Den Studiengang?

So viele Fragen, die nur ich beantworten kann und muß, denen ich nichts entgegenzusetzen habe als meine Ratlosigkeit und ein festentschlossenes „Ich weiß es nicht“.

„Mama!“ Wann hat dieser Schrei seine Wirkung verloren? Gestern noch genügte er, um alle meine Probleme zu lösen. Auch heute noch kann er mir Trost bringen und gutgemeinte Ratschläge, doch seine Allmacht und seine hundertprozentige Wirksamkeit hat er verloren. Denn es hat sich alles geändert: Ich lebe nicht mehr bei meinen Eltern, in der Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin, in der ich meine Freunde gefunden hatte. Ihnen geht es wie mir. Manche sind zwar zuhause geblieben, doch auch für sie hat ein neues Leben begonnen, an dem ich noch in Briefen, kurzen Telefonaten und gelegentlichen Besuchen Anteil erhalte. Bei vielen wird dieser Anteil immer kleiner werden und irgendwann ganz verschwinden. Dafür kommen neue Freunde. Diejenigen, die es aus unerfindlichen Gründen schaffen, aus der anonymen Masse der Studenten heraus Gestalt anzunehmen und mehr für mich zu werden, als ich für die meisten von ihnen bin und bleibe: Ein Gesicht in der Menge. Ein Student unter Tausenden in dieser Stadt, die mich bereits kennt:

Ich bin der Lenker meines Geschicks, ich bin der Eroberer dieser Stadt. Ich bin jung & unschlagbar.

Ich bin das Häuflein Elend, das Kind, das keins mehr ist, das Heimweh, die Sehnsucht und die Angst in prächtigster Dreieinigkeit.

Gewiß

hier bin ich
ich
bin hier
nicht
dort
bin ich nicht

Steffen Bohl



Trend

GLANZ UND GLITTER

Kult
Das Beste aus Dosen

Call now!

BESTELLEN
SIE JETZT

Ich bin
ste

Alko

»Laßt die Vergangenheit ruhen«
gaben

KULTUR

Eine helle, schlichte Kirche

Erfahrungen mit dem Christentum

Von Sven Hess

Unfehlbar bringt es Seine Heiligkeit auf dem Stuhle Petri immer wieder fertig, fortschrittlich gesonnenen Christen mit seinen Ansichten über den gottgefälligen Lebenswandel vor den Kopf zu stoßen. Ebenso unfehlbar – das Unfehlbarkeitsdogma hat auch seine Berechtigung, wie man sieht – trifft der päpstliche Bannstrahl stets die glaubwürdigsten Vertreter seiner Kirche, seien es Leonardo Boff, Eugen Drewermann oder jüngst Jacques Gaillot. Das anhaltende Lamento über den Schwund der Gläubigen (oder Ungläubigen) katholischer- wie evangelischerseits, der Streit um die Kirchensteuer, die unkeuschen Verfehlungen eines Wiener Bischofs, das ewige oft bizarre Gezeter über strittige Glaubensfragen etc. etc.

Kein Zweifel: Wann immer in letzter Zeit das Reizthema Kirche ins Blickfeld der Medienwelt rückt, ist die Botschaft offenbar keine frohe. Niemand wird indes behaupten, es werde den Kirchen leicht gemacht, neben der diakonischen Arbeit auch ihren „Verkündigungsauftrag“ wirksam zu erfüllen. Gottesdienste werden nur von einer Minderheit der Kirchenmitglieder besucht, und speziell Jugendliche sind hier, wenn überhaupt, nur vereinzelt anzutreffen. Das Gros der Jugend, will es den Anschein haben, kann auf die kirchlichen Segnungen guten Gewissens verzichten. Woran das liegen mag, darüber wird viel diskutiert. Hat der Atheismus oder der Individualismus oder sonst ein bössartig wuchernder Ismus den Kirchen den Rang abgelaufen? Ist gar die kirchliche Liturgie obsolet geworden?

Auf Werbeplakaten dräute die katholische Kirche letzthin mit Slogans folgender Machart: Auch ich hielt nichts vom Religionsunterricht – bis mein Sohn nur noch mit Messer zur Klasse ging. Ein anderer reuiger Sünder hat laut Plakat in den Schoß der Kirche zurückgefunden, als die Trennung von seiner Claudia kam.

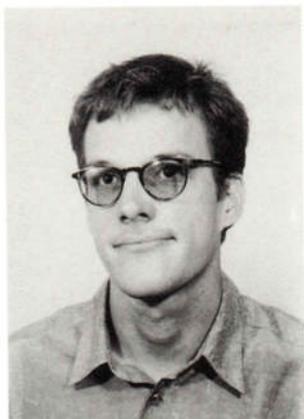
Das ist nicht furchteinflößend (da hatte man in vergangenen Zeiten schon bessere Drohungen parat) und schon gar nicht erbaulich! Ärgerlich nur, daß ausgerechnet eine Institution, die es doch gerade nicht nötig haben sollte, mit den Methoden der Konsumindustrie um die Gunst entlaufener Schäfchen zu buhlen, es nun für erfolgverspre-

chend hält, eben deren Mittel zu übernehmen. Kurz: Man tut sich schwer, einen adäquaten Zugang zu den Menschen von heute zu finden.

Szenenwechsel. Israel im Jahre 1994. In den Sommerferien kommen wir, eine Gruppe Jugendlicher, nach Tabgha, einem abgeschiedenen paradiesischen Fleckchen Erde am Ufer des Sees Genesareth, bekannt als Stätte der „Brotvermehrung“. Hier gibt es eine helle, schlichte Kirche mit einer kleinen Abtei, ein paar Zelte für die Gäste, ein Haus mit Gemeinschaftsküche, davor ein großer überdachter Tisch, ansonsten einfache sanitäre Anlagen, das ist alles. Hier verbringen wir eine Woche in Gemeinschaft mit Juden und Muslimen. Die Mönche der Abtei haben wie jedes Jahr Kinder aus den ärmsten palästinensischen Familien gratis dazu eingeladen, in Tabgha Ferien zu machen. Aufgewachsen in kargen Gegenden mit streng rationiertem Wasser, kommen viele dieser Kinder hier zum ersten Mal im Leben mit Wiesen, Blumen und Bäumen in Berührung und können schwimmen lernen. Die Freude darüber sieht man in ihren Gesichtern.

Tagsüber herrscht im Jordangraben eine Gluthitze. Man hält es die meiste Zeit nur im Schatten aus. Nach Sonnenuntergang unter einem klaren Sternenhimmel am Ufer des Sees zu sitzen, während vom anderen Ufer aus die Lichter von Tiberias herüberfunkeln und – wie vor zweitausend Jahren nicht anders – zu später Stunde die Fischer ihre Netze auswerfen, sich den Abendwind ins Gesicht wehen zu lassen – das ist ein neues Erlebnis. Hier also, vor allem an den Ufern des Sees, hat dieser Jesus von Nazareth gelebt und seine Anhänger um sich gesammelt. Man möchte auf einmal wissen, wer dieser Mensch war, der in den Kirchen in aller Welt so gefeiert wird, so überlagert ist von Kult und Kitsch.

Nach und nach folgen wir seinen Spuren bis nach Jerusalem, der Stadt zwischen Himmel und Erde. Wenn unser Reiseleiter, ein katholischer Pfarrer, eine Bibelgeschichte vorliest und sie dann mit wenigen Worten kommentiert, bekommt scheinbar Altbekanntes einen neuen Klang. Hier, außerhalb der Mauern kirchlicher Gelehrsamkeit und from-



Sven Hess

mer Anbetung, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der damals wie heute spannungsreichen, oft mörderischen Wirklichkeit

Israels, liegt in der Botschaft dieses Juden eine herausfordernde Aussagekraft.

Oder: Im Saarbrücker Schloß wird über eine neu erschienene Papst-Enzyklika gestritten. Unter den Gästen der Veranstaltung ist auch der Theologe und Psychotherapeut Eugen Drewermann.

Nach Ende der Diskussion wird Drewermann, wie gewöhnlich nach seinen öffentlichen Auftritten, umringt von einer Schar von Leuten mit all ihren Anliegen. Ich beobachte, mit welcher Gelassenheit er sich für jeden etwas Zeit nimmt, obwohl morgen früh schon der nächste Vorlesungstermin in Paderborn ansteht, wie ich von ihm erfahre.

Warum wohl findet ein Mensch wie Drewermann den Zulauf, der den Kirchen auf weiten Strecken versagt bleibt? Er versteht es, die biblischen Geschichten zeitgemäß zu deuten, sie wieder neu, und zwar von innen her verstehbar zu machen, ohne daß dabei der Glaube in jenen verhängnisvollen Gegensatz zur Wissenschaft gerät. Und außerdem merkt man, ob die Bibel bloß zu apologetischen Zwecken gebraucht wird, oder ob ihre Ethik auch ein Stück weit in die Tat umgesetzt wird.

Oder Dietrich Bonhoeffer. Es wäre bestimmt nicht falsch, seine Vision einer „Kirche für andere“ noch einmal zu überdenken. Man braucht Bonhoeffer nicht zu einem Heiligen zu verklären. Seine aristokratische, intellektuelle und auch verschlossene Haltung hat es ihm als Pfarrer im Umgang mit seinen Gemeinden nicht leicht gemacht. Aber darum ist es nicht geringer einzuschätzen: Sein entschlossenes, obwohl leider recht einsames Bekenntnis zur Solidarität mit den Verfolgten und sein Einsatz für die Gerechtigkeit, getragen von einem unbedingten Vertrauen, das ihn selbst, ja vielleicht noch mehr im Angesicht des Todes und des Scheiterns aller politischen Hoffnungen erfüllte, als er nach jahrelanger Haft

sein berühmtes Gebet „Von guten Mächten treu und still umgeben ...“ aufschrieb.

Solche Vorbilder zählen in meinen Augen, Vermittler dessen, was Glaube heißen kann. Glaube nicht erst auf dem Kranken- oder Sterbebett oder dort, wo menschliche Erkenntnis an ihre Grenzen stößt. „Ich möchte von Gott“, sagt Bonhoeffer, „nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen.“ Und an anderer Stelle: „... der 'Glaube' ist etwas Ganzes, ein Lebensakt. Jesus ruft nicht zu einer neuen Religion, sondern zum Leben.“

Ob für die zu Recht skeptisch gewordene Jugend Glaube erfahrbar und lebbar wird, hängt mithin wohl entscheidend davon ab, ob sie das Glück hat, Menschen zu begegnen, in deren Leben und Schaffen ein Funke der von den Kanzeln verkündeten Liebe und Gnade Gottes wirklich aufleuchtet. Wer hinsieht, weiß, daß es vor allem an der Basis der Kirchen, und nicht zufällig dort, zahlreiche Beispiele integren Engagements zu finden gibt. Erneuerung beginnt von unten.

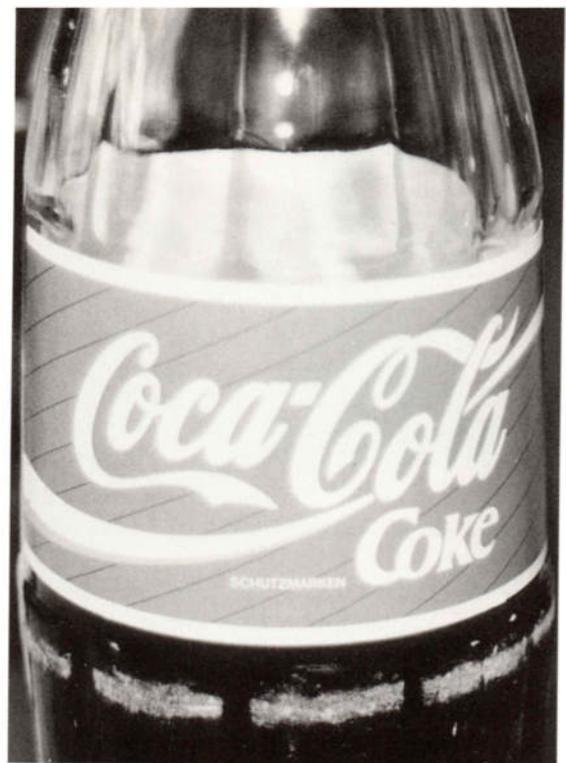
Für die Kirchen wäre es an der Zeit, ihre mutlose Rückzugsstimmung und traurige Selbstbespiegelung aufzugeben und sich zurückzubedenken auf die eigene Glaubensgrundlage. Die Anziehungskraft der Kirchentage, das Beispiel Taizé, wo unzählige Jugendliche spirituelle Erfahrungen und Gemeinschaft im Glauben suchen, aber auch die Rehabilitierung von Natur und Gefühl, wie sie sich im massenhaften Aufkommen „esoterischer“ Lebensanschauungen zeigt, belegen doch, daß die Suche nach religiösen Antworten auf die bedrängenden Fragen des Daseins im Menschen selbst grundgelegt ist.

Ich wünsche mir eine Kirche, die anstatt goldener Meßbecher viel Geld für soziale Zwecke hat, die ihren eigenen spirituellen Reichtum nutzt und sich durch die selbstkritische Auseinandersetzung und den Dialog mit den anderen Weltreligionen, aber auch durch Philosophie und Kultur bereichern läßt und die sich kritisch ins politische Tagesgeschehen einmischt.

Always the right one?

Von Heike Wagner

Pause – in einer typisch US-amerikanischen High-School-Kulisse rennen die etwa 10-12jährigen, typisch US-amerikanisch anmutenden Jungen und Mädchen in die Kantine. Fünf der Jungen, offensichtlich Freunde, sitzen in einer Reihe an einem der Tische. Nacheinander stellen sie in atemberaubender Geschwindigkeit mit lautem Knall ihre Essensboxen darauf. In gleicher Weise öffnen sie die Boxen, wobei jeweils in deren Deckel eine gewisse rote Dose mit weißer Aufschrift zu sehen ist. Nur der letzte Junge in der Reihe zögert, seine Box zu öffnen. Plötzlich sehen alle auf ihn, sowohl Freunde als auch Mitschüler und Lehrer. Jedem wird klar, daß die falsche Dose, jetzt aus dem kleinen Kasten zum Vorschein kommend, weitläufige Konsequenzen, vor allem aber den Verlust der Freunde zur Folge hätte. Dem kleinen Kerl steht die Angst ins Gesicht geschrieben, im Saal herrscht Totenstille. Langsam öffnet er zitternd seine Box und ... jeder im Saal atmet mit ihm auf. Auch er zieht besagte weiß-rote Dose aus dem Deckel, öffnet sie und trinkt glücklich. Ein engelsgleicher Frauenchor singt noch einmal den Markennamen, nachdem mir ein Sprecher versi-



chert hat, daß diese Dose „Always the right one“ sei, und vorbei ist der Spuk.

Etwas verdutzt schaue ich auf den Fernseher, bevor ich begriffen habe, was Werbungen wie diese tagtäglich propagieren. Anstatt „Du kannst kaufen, dann bist Du toll“ kommt jetzt „Du mußt es kaufen, sonst wollen wir Dich bei uns nicht haben.“ Das bedeutet: „Sei genau so wie wir, nur dann bist Du bei uns erwünscht“. Oder eben härter. „Paß Dich an oder bleib allein“.

Das ist doch merkwürdig. Da kämpfen seit Jahrzehnten Menschen um ihre Gleichberechtigung, kämpfen darum, anders sein zu dürfen, um ein eigenes Leben, das sie selbst gewählt haben und selbst bestimmen. Gleichzeitig aber wird Kindern und Jugendlichen regelrecht eingetrichtert, mit allem und jedem konform zu gehen. Genanntes Werbebeispiel ist nur eines von vielen und nicht einmal das schlimmste. Zudem greifen die Macher einer solchen Werbung diesen Trend nur auf, sie haben ihn nicht verursacht. Aber wer ist dann dafür verantwortlich? Jeder ein wenig? Oder eigentlich keiner? Oder vielleicht alle, die damit angesprochen werden und sich davon ansprechen lassen? Letzteres wohl am ehesten.

Bleibe also die Frage, wer nicht nur von Werbung dieser Art, sondern auch von einer Gesellschaft dieser Art beeindruckt ist und warum. Was ist so toll daran, einem anderen zu sagen, man könne ihn nur dann als Freund, Gesprächspartner oder einfach nur als Mitmenschen akzeptieren, wenn er





Heike Wagner

sich gleich kleidet, in die gleichen Kneipen geht und zusätzlich genau gleich denkt und handelt. Das hieße ja weiterhin, daß mir Personen, von denen ich selbst gerne akzeptiert werden möchte, ihre Meinung einfach weitergeben können, ohne daß ich auch nur in geringster Weise Kritik daran übe.

Ein unangenehme Vorstellung? Dennoch scheint diese Art von Konformität „voll in“ zu sein, und das bei zwei großen „Sparten“ von Jugendlichen: die, die aus Prinzip alles mitmachen, und die, die aus Prinzip bei allem nicht mitmachen. Diese beiden, in sich zum Glück noch nicht ganz homogenen Gruppen beäugen sich gegenseitig argwöhnisch, versuchen sich durch Kleidung, Musik, Auftreten, usw. voneinander zu unterscheiden; aber vor allem tolerieren sie einander nicht. Es gibt zwar einige wenige „Springer“, also Personen, die überall gerne gesehen werden, aber sie werden seltener. Die Ab- und Ausgrenzung der jeweils anderen wird immer deutlicher. Das führt bis zu einer willkürlichen Publikumsauswahl in Discos, frei nach dem Motto: „Deine Nase gefällt mir nicht, geh’ wieder heim.“ Nichts gegen Gastrecht, aber diese Auslese führt doch etwas zu weit.

Traurig, oder? Jetzt, da Marxsche Klassenkämpfe passé zu sein scheinen, zu einem Zeitpunkt, nach dem die Gleichheit (im Sinne von Gleichwertigkeit) aller Menschen nach etlichen Kriegen im Grundgesetz verankert wurde und kein Kind mehr lernen muß, daß es „dem Russen“ nicht vertrauen darf, schafft sich die nächste Generation schnell ein paar neue Gegensätze. Dabei heißen die Gegensätze nicht mehr arm-reich, schwarz-weiß oder Ost-West, sondern Markenjeans-Second-Hand-Hose, Techno-Grunge, oder ganz einfach cool-uncool, wobei bei letzterem nie eindeutig geklärt werden wird, wer oder was nun eigentlich „cool“ ist und wer oder was nicht. Man hat zwar kein Feindbild mehr vor Augen, aber eben doch wieder jemanden, auf den man spöttisch bis verächtlich hinabsehen kann. Die Hauptsache ist, seinem Gegenüber nicht zu viel Toleranz zu zeigen.

Die Konsequenz aus diesem Verhalten ist ein verstärkter Gruppendruck auf den einzelnen. Das macht es für einen „pubertierenden Jugendlichen“

oft schwer, für sich eine eigene, persönliche Identität zu definieren. Wenn eine kritische Betrachtung der eigenen Lebensweise nicht mehr „in“ ist, resultieren daraus Schwierigkeiten bei der Entwicklung einer eigenen Individualität. Man wird zum Mitläufer. Anderssein kann im äußersten Fall Alleinsein bedeuten, und wer ist schon gerne allein? Der Mehrzahl fehlt einfach der Mut, gegen den Strom zu schwimmen, in dem es sich doch so bequem treiben läßt.

Aber die Unterschiede sind vorhanden und das längst nicht mehr nur im Ansatz. Es fällt oft schwer, auf der Suche nach ein wenig freundschaftlicher oder auch gesellschaftlicher Anerkennung eine eigene Linie zu finden. Dennoch wäre es angebracht, bei der Auswahl von Vorbildern, geistigen Ziehv Vätern und -müttern ein bißchen vorsichtiger zu sein.

Und vielleicht kann ich dann meine Cola auch aus grünen, gelben oder blauen Dosen trinken, ohne mich dabei minderwertig fühlen zu müssen.



... Und im Sommer ...

Sirku Ploetner

... Sind alle SaarbrückerInnen ...

... fast gezwungen, sie zu studieren. Die Autofahrer, die über die Autobahn brausen, werfen automatisch mal einen Blick auf die Parkanlage, auf der sich viele kleine Grüppchen von Jugendlichen tummeln. Auch dem abendlichen Theatergänger bietet sich die Möglichkeit, das Flackern eines Lagerfeuers zu bewundern, wenn er sich weit genug über das Geländer der Mauer beugt. Aber die Jugend da unten zeigt sich nicht immer so distanziert oder beschaulich: beim Familien-Picknick auf der idyllischen grünen Wiese dröhnt dem klassische Musik liebenden Vater „ätzende“ Hardcore-Musik oder altmodisches Gitarrengeklimmer in den Ohren. Die Mutter stolpert schon auf dem Weg andauernd über diese scheußlichen Billigbierdosen, und die Kinder finden keinen Platz zum Ballspielen. Also egal wie, fast jeder Saarbrücker wird mit diesem Saarwiesenkult konfrontiert, und wenn Sie als LeserIn auch nur auf eine der oben genannten Weisen diese „verlumpten Störenfriede“ wahrgenommen haben, will ich sozusagen etwas von meiner eigenen Erfahrung zum Besten geben.

Vor zwei, drei Jahren verbrachte ich meine Freizeit im Sommer fast ausschließlich an den Saarwiesen. Denn in dieser Zeit lernte ich einige von diesen „chaotischen“ 13- bis 16jährigen Jugendlichen kennen, und egal, wann ich mich dort blicken ließ, zu einigen Grüppchen konnte man sich immer gesellen, auch wenn man die Leute nur flüchtig kannte, irgendein Gesprächsthema fand sich immer.

Und wenn Sie die Saarwiesen-Jugend für ein etwas verlottertes, gammelnendes Völkchen gehalten haben, liegen Sie gar nicht so schlecht. Dieses Gammeln, was ja auch bedeutete, mit alten Kleidern einfach auf der Wiese rumzusitzen, war ein gewolltes und typisches Merkmal: eine Abgrenzung von dem sauberen und spießigen Teil der Gesellschaft. Es sollte zeigen, daß einem Mutters Waschmaschine egal war und man keinen Wert auf Äußerlichkeiten legte – obwohl ich natürlich jetzt zugeben muß, daß man gerade Wert auf die Äußerlichkeit, vergammelt rumzulaufen, legte.



Sirku Ploetner

Eigentlich ist es nicht so einfach, über *die* Leute an den Saarwiesen zu sprechen, denn auch hierhin verirren sich mal Jugendliche, die mit einer weißen Jeans und Woldecken unter dem Hintern herumsaßen. Aber das Wort „verirren“ deutet ja schon darauf hin, daß solche Leute eigentlich nicht zu uns gehörten. Mehr noch, man packte solche Typen, die starken Wert auf ihr Äußeres legten, das heißt schon mit ihren Markenklamotten für uns Konsumorientierung & Angepaßtheit demonstrierten, in das Schub-

lädchen „Popper“. Wir sahen sie als Gegensatzpaar zu uns an. Während wir dieser Gruppe von Jugendlichen einen Zukunftsoptimismus unterstellten, war die Grundeinstellung bei uns eher pessimistisch, und, wenn man so sagen kann, extrem „anti“. Man war Anti-Popper, Anti-Spießer, außerdem war man anti-familiär. Familienfeiern oder ähnlich konventionelle Feste hatten immer diesen spießigen Beigeschmack, und spießig sein bedeutete soviel wie beschränkt, eingefahren, unaufgeschlossen, unkritisch und konservativ. Das sind viele Umschreibungen für ein

ca. 13 und 16 Jahren, in dem man bekannterweise langsam aus seinem kindlichen Schneckenhaus herauskriecht und mit neuen Problemen konfrontiert wird, vor allem aber anfängt, eine eigene Persönlichkeit zu entwickeln, ist eine gewisse Oberflächlichkeit doch ganz natürlich. In dieser Zeit tasten viele erstmal im Halbdunkel und greifen schnell nach Begrifflichkeiten, mit deren Hilfe man sich definieren kann. Man fängt an, das eine zu kritisieren, braucht aber doch Anhaltspunkte und nimmt auch solche, mit denen man sich eventuell nur ansatzweise identifiziert.

Ich sehe den üblicherweise beklagten Individualismus in dieser Altersgruppe von Jugendlichen nicht so stark bestätigt. Denn assoziiert man mit dieser Phase nicht Identitätssuche und Persönlichkeitsfindung, wie sollte man in dieser instabilen Zeit denn schon völlig individualistisch sein? Ich glaube, man orientiert sich immer an irgend etwas, sei es an der Familie oder sei es eine Orientierung durch Aus- und Abgrenzung. Wie gesagt, ist die völlige Identifikation mit einer Gruppe nicht unbedingt notwendig. Aber man setzt seine Präferenzen und drückt dies auch durch Äußerlichkeiten aus. Auch bei uns spielten damals diese Äußerlichkeiten eine relativ große Rolle. Vielleicht werden diese Merkmale immer subtiler, sind nicht mehr so offensichtlich, aber in gewisser Weise doch vorhanden. Wer aus der älteren Generation kann auch schon wissen, was es bedeutet, bestimmte Musikgruppen als Emblem auf dem T-Shirt zu tragen. Wir gaben mit Hardcore- und alten Hippiemusikgruppen einer bestimmten Gesinnung Ausdruck. Und auch, wie man sich anzog, zeugte von einer gewissen Gruppenidentifikation. Auch für mich wäre es damals unmöglich gewesen, mit Chevignon-Jacke oder anderen verrufenen Markenklamotten an den Saarländischen Wiesen zu erscheinen, dafür waren und sind immer noch die Doc Martens-Schuhe – zur besseren Beschreibung benutze ich den Begriff meiner Mutter: militante Klumpen – total in Mode. In bezug auf diese Schuhe passierten manchmal ganz Unerfahrenen unverzeihliche Verwechslungen: sie hielten Punks für Rechtsradikale, und das Differenzierungsmerkmal war gerade an den Schuhen zu erkennen, genauer gesagt an den Schnürsenkeln. Denn diese waren bei den Punks oder auch bei uns rot, lila oder schwarz, während sie bei den

Skinheads ausschließlich weiß waren. O.k. zugeben, ein schon sehr geheimnisvolles Erkennungsmerkmal.

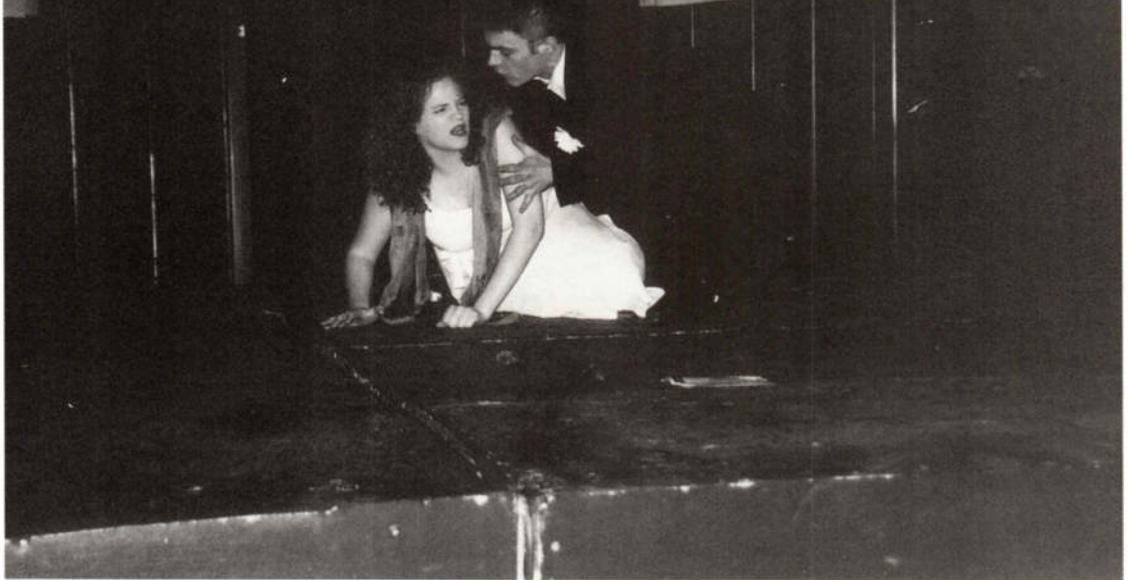
Und wo ich gerade von den Punks, einer anderen Gruppe von Jugendlichen gesprochen habe, will ich noch mal näher auf die „Popper“ eingehen. Denn mit diesen, oder was wir unter dem Begriff verstanden, verband man nicht nur Konsumorientierung und Angepaßtheit, sondern auch Karriereorientierung. So wollten wir nicht sein. Karriere machen, Geld verdienen, war kein höheres Ziel für uns. Abgebrochene Mercedes-Sterne an Rucksäcken gaben einer antikapitalistischen Einstellung Ausdruck. Ich würde heute sogar sagen, daß mein damaliges negatives Bild von den Poppern, den total interessenslosen Jugendlichen, die sozusagen mit einem dicken Panzer durchs Leben fahren, ein Klischee darstellte. So, wenn dies einige Jugendliche in meinem Alter lesen, wird das wohl lautes Protestgeschrei auslösen, denn der Begriff Popper ist auch stark von einer subjektiven Definition abhängig. Einige verstehen darunter vielleicht nur einen äußerst gut gekleideten Jugendlichen. Aber daß es solche Gruppen von Jugendlichen, wie ich sie vorhin beschrieben habe, gibt, vielleicht sogar immer häufiger, ist wohl unumstritten.

Jedoch sollte jetzt nicht der Eindruck aufkommen, daß wir das Inbild der interessierten Jugend darstellten. Hauptsächlich lungerten wir herum und ließen an den Wiesen ein schieres Chaos aus Müll und Bierdosen zurück. Nicht sehr umweltbewußt! Oder? Egal, Hauptsache unordentlich und chaotisch. Nein, unser nur bescheidenes Problembewußtsein war eher idealistisch als realistisch. Einige hatten auch starke Zukunftsängste und sahen in fast allem eine Sinnlosigkeit, so daß es eine Zeitlang beinahe „in“ war, über Selbstmordgedanken zu reden. Trotz alledem, Spaß haben, Spaß machen und auf Partys gehen war immer drin.

Das ist also ein Teil der Jugend, auf die man die Zukunft baut. Schwarze Aussichten!? Oder bin vielleicht sogar ich schon auf dem Wege, genauso angepaßt und normal zu werden wie die älteren Leute, die ich damals so von mir abgrenzte?

GREENLAND

Von Armgard Müller-Adam



„Die Waffen/ Ich will sie niederlegen/ Und hinabreichen zu den Gesichtern/ ihren Körpern aus Staub, Torf, Lehm und Wasser/ Sie an mich halten./ Und sie wiedererwecken zum Leben./ Wie König Artus.“ Nein, das ist keine Passage aus einem Vampirroman. Dies sind die Worte von Chichester, dem englischen Spion in Howard Brentons Stück „Die Römer in Britannien“. Eigentlich vom englischen Geheimdienst nach Nordirland geschickt, um den Anführer der IRA zu ermorden, gerät Chichester dort ins Zweifeln über den Sinn seiner Mission und entschließt sich, die Seiten zu wechseln. Es wird ihm nicht gelingen, dies auch tatsächlich zu tun, denn die IRA glaubt ihm nicht, und so wird er von denen, die er retten wollte, erschossen.

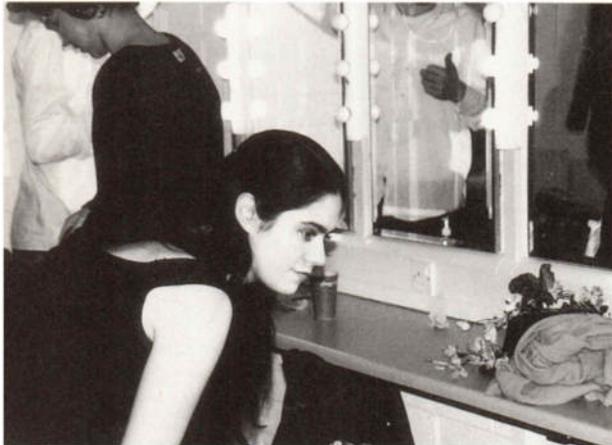
Dieses Stück, das von den unterdrückten Völkern Europas, den Kelten, den Sachsen und schließlich den Iren und ihrer Auflehnung gegen die jeweils herrschenden Römer, Normannen und Briten erzählt, hatte mich, obwohl ganz untragisch geschrieben, durch seine Tragik sehr ergriffen. Ich weiß nicht, ob es der Einfluß der irisch-melancholischen Mentalität oder einfach nur die Worte, die ich da las, waren, die mich betroffen und zugleich unruhig machten. Auf jeden Fall wollte ich plötzlich, daß diese Worte mit all ihrer Eindringlichkeit gesprochen werden, hörbar werden. Zu Anfang hatten wir, meine Mitbewohnerin Simone und ich, nicht viel Hoffnung, daß das je passieren würde.

Schließlich lebten wir erst knappe drei Monate im süd-irischen Cork, und als ausländische Studentinnen waren wir nicht gerade prädestiniert, ein Theaterstück zu inszenieren. Doch nach einigen Gesprächen und schriftlichen Erklärungen erhielten wir von der *drama-society* unseres Colleges Probenräume, ein Budget und ein Theater mit einer Kapazität von 250 Besuchern für mehrere Vorstellungen zur Verfügung gestellt. So einfach geht das in Irland!

Doch dann kam der erste Rückschlag: wir bekamen die Rechte für unsere „Römer in Britannien“ nicht. Der Grund dafür war wahrscheinlich die Brisanz des Stückes, die ja schon bei seiner ersten und bisher letzten Aufführung 1980 in London zu Tumulten geführt hatte. Besonders eine Szene, in der römische Soldaten auf der Bühne einen keltischen Druidenschüler vergewaltigen, erregte damals Anstoß bei religiösen Fanatikern. Wir dachten nun, nachdem das Stück 14 Jahre lang diskutiert und als Anti-Kriegs-Stück, das es ja eigentlich ist, erkannt und seine Sozialkritik geschätzt worden war, daß es an der Zeit wäre, es wieder auf die Bühne zu bringen. Aber, wer weiß, anscheinend beschäftigen sich mit diesem Projekt wohl schon bekanntere Theatergrößen, möglicherweise Brenton selbst.

Jetzt hieß es umdenken, sich losreißen von dem was wir uns fast zu eigen gemacht hatten, und versuchen, sich für etwas Neues in gleicher Weise zu

begeistern. Das fiel schwer, und nach drei Tagen und sieben Stücken kehrten wir zu Brenton zurück. Ich fand das Stück „Greenland“, wenn eine Steigerung unserer Begeisterung möglich war, dann wuchs sie mit jeder Zeile, die wir lasen. „Greenland“ ist eine moderne Form der Gralssuche, der Suche nach persönlichem Glück und dem Frieden auf Erden. Obwohl „Greenland“ ein fröhliches, ja oft lustiges Stück ist, fanden wir darin die Thematik aus den „Römern“ wieder. Ging es dort um die Anklage von Unterdrückung und Ungerechtigkeit, so geht es in „Greenland“ um deren Aufhebung, und zwar auf allen zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Ebenen: Anhand von vier voneinander unabhängigen Charakteren wird deren persönliche Frustration, ihr Sich-fremd-Fühlen in der modernen Welt des Englands von 1987 gezeigt. Da ist ein arbeitsloser Alkoholiker, eine fanatische Fernsehpriesterin, die den Auseinandersetzungen mit ihrer lesbischen Tochter und den Anfeindungen aus der Öffentlichkeit nicht mehr gewachsen ist; außerdem die durch den Wahlsieg von Margaret Thatcher frustrierte Labour-Spitzenkandidatin und ein Adelige, der sich mit seiner Frau durch eine zerrüttete Ehe quält. Doch Brenton zeigt nicht mit dem Finger



auf die „böse“ Gesellschaft, die all diese Leute zu seelischen Wracks gemacht hat. Er stellt sie lieber parodistisch dar, und erst am Ende des ersten Aktes kommt die Verlorenheit der Charaktere voll zum Ausdruck. Unabhängig voneinander entschließen sie sich zum Selbstmord in den Fluten der Themse.

Um die Isolation und die Klassenunterschiede der Charaktere darzustellen, ließen wir die Schauspieler auf und neben einem kreuzförmigen Laufsteg agieren. Kreuzförmig deshalb, da wir das Leiden dieser Menschen durchaus als Kreuzigung verstanden. Hinzu kommt die teilweise religiös anmutende Thematik des Stückes. Die Figuren begegnen sich oft auf dem schmalen Steg, ohne sich jedoch gegenseitig zu bemerken. Von diesem Kreuz aus stürzen sie sich dann auch in die Themse.

Zeitreise

Doch sie werden von diesem Fluß nicht ins Jenseits, sondern 700 Jahre in die Zukunft, in Brentons Utopia, transportiert. Dort erwachen sie in einer paradiesähnlichen Welt. Sie glauben in den elfenhaften Gestalten, die sie dort antreffen, Engel zu erkennen. Sie stellen fest, daß diese ganz und gar aus Fleisch und Blut sind. Es ist nur, daß diese Menschen in der Zukunft das erreicht haben, wonach die vier „Besucher“ aus der Gegenwart, jeder auf seine Weise, verzweifelt gesucht hatten. Die „Greenlander“ sind frei von jeglicher Art der Beschränkung: es gibt keine Klassenunterschiede, keine Machtstrukturen, keine Kriege und keine Krankheiten mehr. Deswegen tauschten wir auch das Kreuz gegen eine halbkreisförmige Bühne ein. Durch den nun offenen Bühnenraum schwingen Schaukeln. Sowohl Licht- und Soundeffekte als auch die Kulisse verwandelten die vorher karge und kalte Bühne in eine shakespearische Feenlandschaft. Die Greenlander tanzten und schwebten um die verstockten und steifen Besucher.

Doch es gibt Verständigungsschwierigkeiten zwischen den Neuankömmlingen und ihren Gastgebern. Erstere finden sich nicht zurecht in Utopia, und die Greenlander können die Leiden unserer Zeit nicht nachvollziehen. Dennoch helfen sie ihren Gästen. Sie befreien sie von Komplexen, heilen sie von ihren Süchten, weisen ihnen Schuld zu, läutern sie so und lehren sie, sich auf ihre Sinnlichkeit einzulassen. Der Heilungsprozeß ist schmerzlich und es dauert lange, bis unseren Zeitgenossen am Ende die „Leichtigkeit des Seins“ der Greenlander nicht länger unerträglich ist und sie

deren kindliches Gemüt teilen. Sie können sich jetzt auch deren „Werkzeugs“, der Telepathie, bedienen. Damit nämlich kommunizieren, heilen und produzieren die Greenlander. Einer von ihnen gelingt es, durch ihre telepathischen Fähigkeiten Edelsteine herzustellen. Sobald sie diese Tätigkeit erlernt hat, wird sie mit einem Diamanten als Unterpfand zurück in die Gegenwart geschickt. Das Schlußbild zeigt sie mit dem Diamanten in den Händen am Ufer der Themse sitzend. Ein wirklich hoffnungsfroher Schluß also: uns wird das Wissen der Jahrhunderte entfernten Generation gebracht.

Jedesmal, wenn am Ende einer Vorstellung Blitze den Bühnenraum durchzuckten und von dem Diamanten eingefangen und ins Publikum umgelenkt wurden, war ich erleichtert, wurde aber nach dem Schlußapplaus schnell melancholisch. Das, wofür wir drei Monate lang gearbeitet hatten, hatte sich plötzlich verselbständigt. Die aufgebaute Spannung, die noch eben in der letzten Szene da war, hatte sich auf einmal entladen. Und dann kamen Zweifel auf an dem, woran wir so fest geglaubt hatten. Hat man uns verstanden, waren wir deutlich genug oder zu plakativ? Oder waren die letzten drei Stunden, in denen ich an jedem Wort gegangen und von der Beleuchterkabine aus angespannt und nervös jede Bewegung verfolgt hatte, anderen zu lang geworden? Die Antwort darauf wurde uns eine Woche später in Dublin gegeben. Man hatte uns ausgesucht, um am nationalen, irischen Wettbewerb studentischer Theaterinszenierungen teilzunehmen. Zu Hause, in Cork, unkte man, unser Stück sei zu lang, der zweite Akt zu verworren-philosophisch. Doch die Jury in Dublin, bestehend aus zwei Regisseuren, Professoren und Theaterkritikern der *Irish Times*, war da ganz anderer Meinung. Das überschwengliche Lob und die Aussage, unsere Inszenierung sei die schönste theatralische Erfahrung, die sie in den letzten Jahren gemacht hätten, tröstete über den Abschied von „Greenland“ hinweg. Und als dann die Jury beschrieb, wie das Stück sie einfach mitgerissen und über den Schlußapplaus noch Tage lang beschäftigt habe, da waren wir versichert, daß man uns verstanden hat. Zusammen mit den Schauspielern hatten wir es geschafft, daß all das, was wir in

dem Stück gelesen hatten, Gestalt annahm und Wirklichkeit geworden war. Das war möglich gewesen, weil wir jedem unserer Schauspieler mindestens drei Rollen zugewiesen hatten, so daß jeder den ganzen Ablauf des Geschehens kannte und an seinem Gelingen beteiligt war. Jeder einzelne war wichtig und trug eine große Verantwortung, was dazu führte, daß nicht nur wir Regisseurinnen uns voll mit dem Text identifizierten, sondern eben die ganze Besetzung. Es war nicht schwer, sie für die dramaturgische Seite der Inszenierung zu interessieren. Sie alle waren so begeistert, daß sie bald begannen über den Ablauf und die Gestaltung der Charaktere zu diskutieren, waren aufnahmewillig, was Regieanweisungen und Hintergrunderklärungen anging. Deswegen hatten sie sich ihre zwei Schauspiel-, „Oscars“ auch verdient.

Für Simone und mich gab es dann noch einen Preis für die Inszenierung und Nominierungen für fünf weitere Preise. Aber der Pokal ist eigentlich nicht das Souvenir, das uns an unsere Zeit in Irland erinnern wird. Es sind auch nicht unbedingt die Fotografien, das Script mit seinen Regie-, Licht- und Soundanweisungen und der Zeitungsartikel über unsere Inszenierung in der *Irish Times*. Es ist vielmehr die Erinnerung an das Live-Erlebnis Theater. Ich meine damit nicht nur das Tatsächliche, die sinnliche Erfahrung im Theater, sondern auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Denn während der Vorstellung arbeiteten alle, auch die, die sich vorher fremd waren, oder die, die vorher gegeneinander intrigiert hatten, zusammen.

*Simone und ich werden uns wohl noch
Jahre lang gegenseitig die
Stichwörter geben können, und niemand
wird verstehen wovon wir eigentlich sprechen.
Natürlich sprechen wir von Greenland,
das für uns immer untrennbar mit der
grünen Insel verbunden sein wird,
so wie Theatererfahrung der Zukunft für
uns durch Greenland geprägt sein wird.
Zu meinem Traumland Irland ist jetzt
auch noch eine
ganze kleine
Traumwelt dazugekommen: Theater.*

Gedanken vorm Weggehen

Von Barbara Legner

Kurz hebt ihr den Blick vom Fernseher und seht die Haare, die eurer Meinung nach zu lang sind, den Rock, der zu kurz ist, den Ring in der Nase. Ihr blickt mich an und seht mich nicht. Resignation und Müdigkeit stehen in eurem Gesicht. Tschüß, Alte.

Ja, ich bin hart, so hart wie Granit, so hart, wie nur irgendwie möglich: Meine Zunge ist gewetzt, und meine Schwachstellen sind gepanzert. Ihr kommt nicht an mich ran.

Der Schlüssel, den ihr mir als Kind um den Hals legtet, hat sich in mein Gedächtnis gebrannt und mein Herz wundgescheuert. Doch wie heißt es so schön? Zeit heilt alle Wunden. Um mein Herz hat sie eine Hornhaut gelegt. Ihr könnt mich nicht mehr so einfach verletzen.

Ja ich bin undankbar, habe ich doch immer alles gehabt: Die Babypuppe, die krabbeln und richtig weinen konnte, damit mir der kleine Bruder nicht fehlte, den Computer, der mein bester und treuester Spielgefährte wurde, ein Mountainbike, ein Auto. Auf dieser Ebene haben wir uns immer verstanden: Ich wollte haben, und ihr habt gekauft. Ihr habt mich verraten und gekauft. Aber keine Bange: Es ist dafür gesorgt, daß der Kreis sich

schließt. Dank Cyber-Sex werde ich nie einsam und unbefriedigt durchs Leben gehen müssen ... und bitte verschont mich mit eurer neuen Sentimentalität – sie macht nichts geschehen, was nie geschah.

Bleibt ruhig vorm Fernseher sitzen, ihr habt es euch verdient nach dem langen Arbeitstag. Dieses Bild ist mir sowieso schon so vertraut, ich kenne es von klein auf, in- und auswendig. Es hat sich nichts geändert ... oder doch?

Eure Haare sind grauer und lichter geworden, eure Gesichter sind von einem Netz tiefer Falten gemustert ... einige davon hat ja vielleicht die Sorge um mich in euer Fleisch gegraben, oder rühren sie nur von eurer permanenten Übermüdung? Auf eure Hände hat das Alter seinen Stempel gedrückt, eure Hände, die immer für mich gearbeitet haben. Eure Körper sind geschrumpft, oder wart ihr immer schon so zerbrechlich?

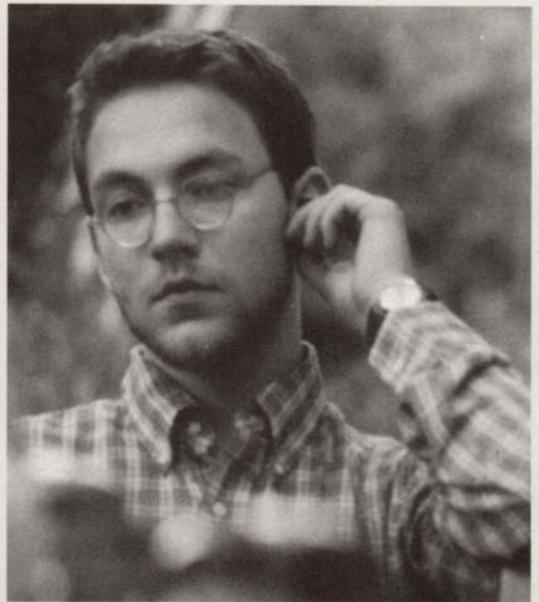
Tschüß, Mama, tschüß Papa. Nein, ich komme nicht so spät, aber das Fragen habt ihr euch ja schon lange abgewöhnt. Ihr schaut an mir vorbei in die Röhre.

Verdammt! Schaut mich doch wenigstens mal an!

Kind unserer Zeit

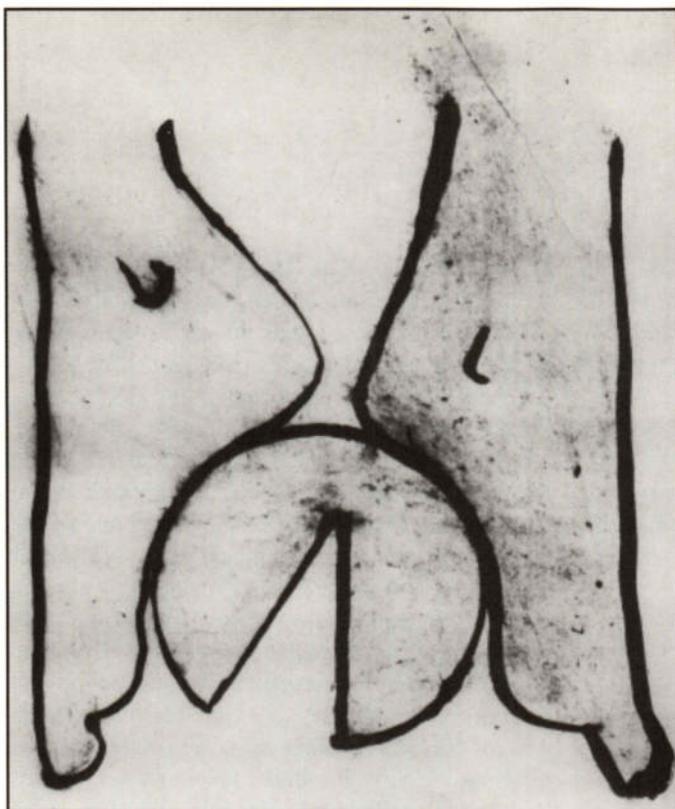
Gestern erst war es wieder
daß tote Foeten vom Himmel fielen
und die faulen Sterne
gebären weiter
tote Kinder
die kein Muttermund je geküßt
keines wurd begrüßt
mit erloschner Kerze
im ersten Trüben tag im ersten
schalen Licht

Steffen Bohl



Wie ich reich wurde

Von Hans Horch



Ich habe, selfmademan wie aus dem Bilderbuch, Leinen weltweit operierenden Konzern geschaffen. Nicht aus dem Nichts, wie die zwangsläufige Anschlußphrase lauten müßte. Nein: aus dem Dreck. Und vor allem: Ich bin reich geworden, indem ich unzähligen Bedrückten aus der Not geholfen habe. Mein Reichtum entspringt dem Zins, den das Wohltun trägt. Und dennoch haftet meinem Namen etwas Anrühiges an.

Die alles entscheidende Idee kam mir an Pfingsten, und sie kam mir an keiner geringeren Stelle als auf dem Petersplatz zu Rom. Sie kam blitzartig und mit solcher Wucht, daß ich sie in allen Fasern meines Leibes spürte. Sie war von der Überzeugungskraft einer Offenbarung. Ich mußte mal. Dringend. So dringend, wie man nach den frutti di mare halt manchmal muß. Und in meiner Nähe nichts weiter als ein stattlicher, hier jedoch wenig hilfreicher Obelisk. Ich hatte exakt fünf Minuten, um mein Problem zu lösen. Zu wenig.

Der Entweihung des heiligen Ortes, der meine Erniedrigung verewigenden Videokameras, des stundenlangen Verhörs durch die Schweizer Garde hätte es gar nicht bedurft, denn schon in der Exposition war mir klar, wie das Drama enden würde. Anstatt mich beschämt davonzuschleichen, wendete ich die Blamage zum Triumph. Meine Überlegung war einfach: Wie jeder Ökonomiestu-

dent im ersten Semester lernt, erzielt Profit, wer ein möglichst massenhaft vorhandenes, möglichst drängendes und mit möglichst hoher Zahlungsfähigkeit verknüpftes Bedürfnis zu befriedigen vermag. Ich hätte in meiner Zwangslage jeden Preis gezahlt, hätte mir jemand ein geeignetes Objekt mietweise und per sofort angeboten. Und in Zeiten ausgeprägter touristischer und geschäftlicher Mobilität war ich mit meiner Sorge sicher nicht allein. Wieviele mögen nicht durch ihre endlich erreichte Traumstadt mit nervös flackerndem Blick hindurchgehastet sein? Wieviele werden mit verkrampfter Miene vor dem Taj Mahal gestanden haben, unvermutet wiedererinnerte Stoßgebete murmelnd? Wieviele sind wohl schon in Ägypten gewesen, ohne die Pyramiden zu sehen? Wieviele mögen in Preis- oder Gehaltsverhandlungen allzu schnell ja gesagt, wieviele mögen in der Eile irgendeinen Ramsch teuer gekauft, ein Schnäppchen versäumt haben? Man mußte all die Menschen, die, gepeinigt von den Zumutungen der Cafés und der Bahnhöfe, unentwegt über die Straßen und Plätze der Welt irren, nur um ihre kleine Last und eine bescheidene Summe erleichtern, und schon war man ein gemachter Mann. Natürlich mußten dabei heutige Anspruchshaltungen und Konsumgewohnheiten berücksichtigt werden. Mit blechernen Containern ist niemandem mehr gedient.

Ich begann mit dem bescheidenen Kapital, das meine Verwandtschaft durch verbissenes Verkniffen von Vergnügungen akkumuliert hatte, und das ich unter Verheimlichung der wahren Unternehmensziele – ich sagte etwas von der Reinlichkeitsbranche – auslieh. Zuerst erwarb ich einige hübsche alte Häuser unweit der touristischen Brennpunkte Roms. Dort ließ ich behagliche, geräumige, schalldichte, gut entlüftete KörperkulturKabinette einrichten, die von handverlesenen, berufsstolzen und ausgeglichenen Entsorgungshelfern in unauffälliger Weise gepflegt wurden. Die Kapazitäten wurden der Nachfrage angepaßt, so war der Aufenthalt zeitlich unbegrenzt, und niemand mußte verzweifelt an verschlossenen Türen

– „Die Hölle, das sind die vor mir!“ – rütteln, niemand mußte sich von den Türenrüttlern unter Streß setzen lassen. Mehrere gefällige Musikprogramme standen zur Wahl. Für Begleitpersonen gab es angenehme Warteräume, in denen die Presse auslag und der Fernseher lief. Solcherlei Service hatte seinen Preis, aber niemand beschwerte sich. Im Gegenteil, auch die Trinkgelder flossen reichlich, weshalb meine Leute mir verziehen, daß auch ich einen Beitrag zur Personalkostendämpfung leisten mußte.

Mein Konzept der Antigastronomie ging auf. Die Firma wuchs mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der der Darm seine Arbeit verrichtet. Bald war „Sans Souci“, wie ihr Name lautete, global präsent, wo Geld besitzende Menschen wimmelten – stets in dezenter Aufmachung, städtebaulich angepaßt, architektonisch durchdacht, farblich zurückhaltend. So manches Baudenkmal verdankt seine Erhaltung meinen Unternehmungen, so manche Investitionsruine erfüllen sie mit neuem Leben.

Der Expansion folgte, wie es sich gehört, die Differenzierung. In der Touristenklasse kann man heute wählen zwischen modern und altdeutsch, Ästheten können sich entscheiden zwischen Bauhaus, Art Déco und Dekonstruktivistisch (teuflich unbequem, aber der dernier cri!), in der Businessclass fehlt der Internet-Anschluß nicht, und die VIP-Etage meines Frankfurter Lean-and-Clean-Towers bietet durch verspiegeltes Glas einen bis zum Taunus reichenden Panoramablick. Für chronisch Verstopfte hat mein *Anal*-ytiker eine regressionsfördernde Raum-Licht-Musik-Installation entworfen, die den glücklichen Klienten mit dem Gefühl entläßt, seine Mitmenschen mit einem dankbar angenommenen Geschenk erfreut zu haben. Sehr diskret werden noch speziellere Wünsche erfüllt. Wer Näheres wissen will, möchte <http://www.sanss./spec./xforu> runterladen.

Ich habe die Erfolgsstory geschrieben, von der die halbe Welt bloß träumt. Und doch: Die gesellschaftliche Anerkennung blieb mir versagt. Man findet es unfein, was ich tue. Irgendwie

scheinen da alte Tabus stärker zu sein als die allgemeine Bewunderung dessen, der es geschafft hat. Wer den Kübel leert, steht in der Kastenordnung ganz unten, und sei er noch so reich. Selbst Immobilienhaie, Rüstungsproduzenten und Getreidespekulanten glauben die Nase rümpfen zu müssen, wenn ich ihnen vorgestellt werde. Wie in solchen Fällen üblich, habe ich versucht, mir publicity zu kaufen. Ich habe Journalisten geschmiert – mit Geld, leider –, und sie haben alles schlimmer gemacht mit ihrem Herumgedruckse. Ich ließ ein Parfum kreieren mit meinem Namen und eine immense Werbekampagne ins Werk setzen. Sie verpuffte. Ich bot der Harvard Business School an, ihr einen Lehrstuhl, genauer ein Defecation Management Research Center zu stiften. Die Antwort blieb aus. Ich wollte arme Bauern in der Dritten Welt mit kostenlosem Dünger beliefern. Die Regierungen wiesen mein Ansinnen als imperialistisch zurück: Die unterernährten Völker würden sich auf ihre eigene Kraft verlassen. Selbst meine großzügigen Künstlerstipendien werden nur ungern angenommen. Die auf kommenden Ruhm spekulierenden jungen Leute fürchten, es könne etwas hängenbleiben.

Es ist rätselhaft. Minenwerfer und Haubitzen, Plutonium und Benzol, TV-Shows und Disneylands machen, sobald sie in Geld verwandelt sind, ihre Hersteller, Dealer, die Finanziere und die Bürger, die diesen ihre Ersparnisse leihen, zu respektablen Menschen. Was moralisch zum Himmel stinkt, wird unsichtbar und exkulpiert, sobald es verhökert ist. Was die menschliche Nase tatsächlich beleidigt, dem wird dieser Zauber nicht zuteil. Mich identifiziert man mit den Geschäften, mit denen ich mein Geschäft mache. Es sind sanfte und friedliche Geschäfte, deretwegen mich die knallharten Geschäftsleute verachten. Mein Erlös kommt aus der Erlösung gequälter Kreaturen. Aber diese würden sich durch die Bekanntschaft eines Mister McDonald geehrt fühlen. Mich schneiden sie. Ich emanzipiere Menschen von den Zwängen der Natur, aber sie stellen mich außerhalb der Zivilisation.

Ich bin zu Geld gekommen. Ich fühle mich beschissen.

Hohle und hintergründige Musik

Christoph Barth und
Stefan Fricke im Gespräch*

Christoph-Andreas Barth, 13 Jahre alt, ist Komponist, lebt in Völklingen und entstammt keiner Musikerfamilie. Als Achtjähriger begann er, seine ersten Melodien aufzuschreiben. Von 1992 bis 1994 erhielt er seinen ersten Kompositionsunterricht bei Marc Schubring, dem jetzigen Leiter der Schauspielmusik am Saarbrücker Staatstheater. Danach wurde Thomas Krämer, Professor an der Hochschule des Saarlandes für Musik und Theater, sein Lehrer. Unlängst nahm ihn die Hochschule als Jungstudent auf.

SAARBRÜCKER HEFTE: Ein Stipendium des Saar-Sängerbundes ermöglichte Dir den Kompositionsunterricht bei Thomas Krämer. Wie ist es dazu gekommen?

Barth: Da war 1994 ein international ausgeschriebener Wettbewerb vom Saar-Sängerbund. Der war für Laienchöre ausgeschrieben, aber die Stücke sollten nicht so „primitiv“ sein, daß sie von Massenchören gesungen werden könnten. Die Qualität von Text und Musik mußte jedoch auch die Aufnahme in Konzertprogramme zulassen. Sie konnten mir aber keinen Preis geben, da mein Stück zu schwierig war. Dafür erhielt ich ein Förderstipendium. Der Chor Pardall hat das kürzlich in einer Probe probiert; ich hatte deswegen schon über ein Jahr verhandelt. Daß der Chor mein Stück auf Anhieb vom Blatt singen konnte, zeigte mir, daß es für gute Chöre durchaus singbar ist. Neben dem klanglichen Eindruck war es für mich ein tolles Erlebnis, mein eigenes Stück zu hören. Bislang ist das Stück aber unaufgeführt.

Welchen Text hast Du vertont?

Die Karawane von Hugo Ball, also ein dadaistisches Gedicht. Ich habe es vor dem Komponieren analysiert und geguckt, wo ich den Höhepunkt hinsetze. In der Mitte ist eine Zeile, wenn man von der aus vorwärts und rückwärts zählt, dann geht die Zeilenzahl auf. Der Gedanke war, ich als Komponist stehe an dieser Stelle, bei „bosso fataka“: die Karawane zieht vorbei und demnach wird der Gesang lauter und leiser. Ab diesem Höhepunkt laufen auch die Töne rückwärts. Außerdem habe ich orientalische Verzierungen verwendet wie die übermäßige Sekunde, teilweise ist auch mit der Kopfstimme zu singen.

Wie bist Du auf Hugo Ball gekommen?

Wir haben das Gedicht im Deutsch-Unterricht besprochen. Mir hat das Gedicht gut gefallen. Ich denke, daß man für Wettbewerbe etwas Attraktives, Interessantes und Witziges bringen muß. Dafür fand ich das Gedicht sehr geeignet.

Die Karawane

jolifanto bambla o falli bambla
grossiga m'pfa habla horem
égiga goramen
higo bloiko russula huju
hollaka hollala ('Hoppla')
anlago bung
blago bung
blago bung
bosso fataka
ü üü ü
schampa wulla wussa ólobo
hej tatta gorem
éschige zunbada
wullubu ssubudu uluw ssubudu
tumba ba-umf
kusagauma
ba-umf

HUGO BALL

Hast Du dich darüber hinaus mit Hugo Ball und dem Dadaismus beschäftigt?

Mit Hugo Ball nicht, dem Dadaismus schon. Ich kenne Kurt Schwitters' Ursonate und habe dann das Dadaismus-Heft gelesen, das die „Neue Zeitschrift für Musik“ [Mai 1994] herausgebracht hat.

Wie war Dein erster Kompositionsunterricht?

Ich war 10 Jahre alt, als ich die erste Stunde Unterricht bei Marc Schubring hatte. Wir haben ganz klein angefangen. Zunächst machten wir ein wenig Kontrapunkt und Harmonielehre. Dann lernte ich, ganz einfache Sachen fürs Klavier zu schreiben. Zwei Dinge geschahen dazwischen. Das eine ist die *Karawane*, die ich unter Marcs Betreuung geschrieben habe. Und vorher komponierte ich noch ein Kindermusical. In der Grundschulklasse hatten wir Thomas Krämers *Die Goldkinder* aufgeführt, eine Kinderoper. Meiner damaligen Blockflötenlehrerin hat das sehr gefallen und sie sagte, daß sie so etwas auch gerne komponieren würde. Aber die hatte vom Komponieren keine Ahnung, keinen Pips. Die konnte keine Kadenz spielen und wollte eine Kinderoper schreiben. Mich hat das dann gelockt für ein größeres Ensemble zu komponieren, und ich habe dann gesagt, gut, ich mache das, nicht nur für sie, sondern weil es mich interessierte. Die Kinderoper heißt *Wo die wilden Kerle wohnen*, nach dem Buch von Maurice Sendak. Ich fand die Handlung recht drollig. Ich habe einige Maßnahmen getroffen, damit das Werk auch wirklich von Kindern aufführbar ist. Die Spieler brauchen zum Beispiel nicht selbst zu sprechen, das übernimmt der Erzähler. Das Stück ist für Orff-Instrumentarium, und auch der Chorsatz ist sehr einfach gehalten. Es ist aber noch nicht aufgeführt worden.

Du spielst Blockflöte, Gitarre und Klavier. Hast Du zunächst für diese Instrumente geschrieben?

Ja, das liegt nahe; man schreibt für das, was man aufführen kann. Ich mache aber übrigens nicht nur Musik, ich male auch viel, gehe Schwimmen und spiele Badminton.

Wie finden es Deine Mitschüler, daß Du komponierst?

Vor drei Jahren gab es einen Wettbewerb vom *Verband Deutscher Musikerzieher und konzertierender Künstler* (VDMK), Landesverband Saar. Da habe ich mitgemacht, als ich gerade auf das Gymnasium gekommen bin. Meine Musiklehrerin hatte direkt gemerkt, daß ich im Unterricht nicht mehr mitzudenken brauche. Sie gab mir die Ausschreibungsunterlagen, das war drei Tage vor Einsendeschluß. Ich schickte eine Sonate für Blockflöte solo ein,

und dann erhielt ich die Mitteilung, daß ich den zweiten Preis gewonnen hätte - einen ersten gab es nicht. Die Lehrer waren davon völlig begeistert, und in der Schule gab es dann ein Gespräch mit der Saarbrücker Zeitung. (1) Mir hat das nicht so gut gefallen. Naja, und die Mitschüler - ich bin ein sehr guter Schüler - saßen dann da und waren irgendwie neidisch.

Du hast mir erzählt, daß Du in der Schule die Schülerbibliothek betreust und an Deine Mitschüler Bücher ausleihst. Was liest Du selbst am liebsten?

Gerne lese ich Erich Kästner, Klaus Kordon, Otfried Preußler, Wolfdietrich Schnurre, Christine Nöstlinger. Gerade habe ich *Sofies Welt* von Jostein Gaardner gelesen. An Lyrik gefällt mir Christian Morgenstern sehr.

Und Deine kompositorischen Vorbilder sind?

Was ich sehr gerne höre und sehr bewundere ist Johann Sebastian Bach.

Alles von ihm?

Alles. In der Klassik ist es Joseph Haydn.

Lieber als Mozart?

Ja, Mozart spiele ich lieber; Haydn höre ich sehr gerne, besonders die Londoner Sinfonien.

Und welche Komponisten des 20. Jahrhunderts gefallen Dir besonders?

Ich tendiere schon mal generell sehr stark zur zeitgenössischen Musik. Ich habe mich mit Stockhausens Kompositionstheorie auseinandergesetzt und *Technique de mon langage musical* v. Olivier Messiaen gelesen. Dann höre ich gerne Witold Lutoslawski und Edgard Varèse.

Ein Stück von Dir hat den Titel „Für Béla und Igor“.

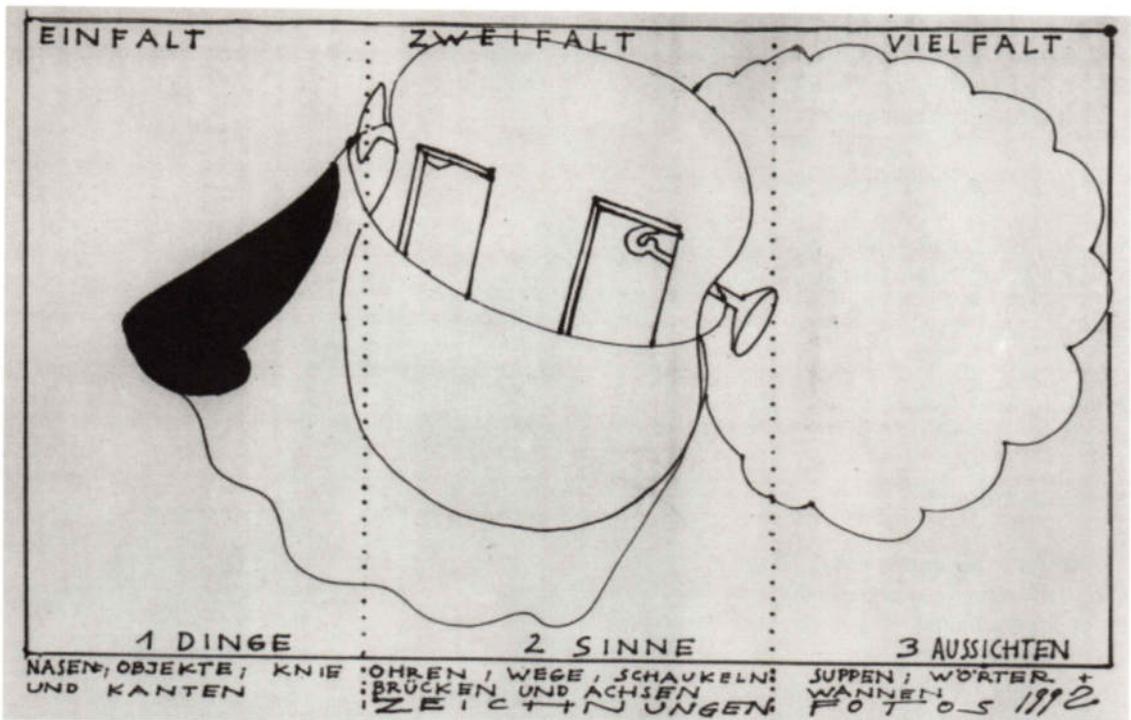
Ja, Bartók und Strawinsky höre ich auch sehr gerne. Thomas Krämer hatte mir vorgegeben, daß ich etwas für Klavier schreiben solle, das in ABA-Form und nur zweistimmig ist und nur Dreiklänge verwendet. Ich habe dann von Bartók diesen bulgarischen Rhythmus genommen und Bitonalität verwendet.



Christoph-Andreas Barth

Du erwähnst die traditionelle ABA-Form, woher hast Du Dein musiktheoretisches Wissen.

Also die ABA-Form habe ich früh durch das Hören von Liedern kennengelernt, das liegt ja auch auf der Straße, daß zum Schluß der Anfang noch einmal kommt und in der Mitte etwas anderes passiert. Vieles andere hat mir Marc Schubring beigebracht. Vertieft habe ich das dann durch den dtv-Atlas Musik, und ich habe Harmonielehren gelesen.



Welche?

Die von Thomas Krämer, die habe ich jetzt abgeschlossen. Schönbergs Harmonielehre habe ich auch gelesen. Außerdem habe ich von Diether de la Motte das Harmonielehre- und das Kontrapunktbuch durchgearbeitet.

Vor mir liegt ein umfangreicher Plan von Dir über künftige Kompositionen. Dem kann man Begriffe entnehmen wie Momentform, Telemusik, Spirale...

Damit ich sie nicht vergesse, habe ich sie aufgeschrieben. Die Pläne entstanden nach dem Lesen der Texte von Stockhausen.

Spirale bezieht sich auf unser Treppenhaus zuhause, wo mein Bruder und ich ein Tonbandstück aufführen wollen.

Dein Bruder Markus, elf Jahre alt, komponiert also auch?

Die Grundlagen hat er von mir. Er hat viele schöne Ideen, die er mit großem Eifer umsetzt.

Wie entsteht das Komponieren bei Dir?

Selten ist bei mir die Spontaneität, das war eher früher bei mir, daß plötzlich ein Thema da war. Heute mache ich mir mehr Gedanken über den Aufbau eines Stückes. Einen Großteil des Komponierens nimmt die Konzeption ein, auf die ich viel Zeit verwende. Das kann man gut an meinem neuen Stück für Oboe und Vibraphon sehen. Es hat zwei Sätze, weil es ein Duo ist. Der erste hat die Grundlage des Sonatensatzes, der zweite ist ein Variationssatz. Alles ist auf F bezogen, steht aber nicht in F-Dur.

Dem Skizzenplan ist zu entnehmen, daß Du vor hast, sehr viele Zitate zu verwenden: aus Mozarts Zauberflöte, Beethovens 5. Sinfonie, das b-a-c-h-Thema usw. Warum zitierst Du?

Es ist die Konfrontation dieser Zitate, die man als Themen im Stück miteinander kombiniert. Es begegnen sich verschiedene Epochen. Auch die Klangfarbe Oboe und Vibraphon ist ja recht fremd.

Wie gehst Du bei der weiteren Arbeit vor?

Ich will mir sehr genau Gedanken machen, wo ich die Zitate anbringe, das ist für mich jetzt Konzeption.

Du arbeitest mit den Zitaten als Themen, du setzt sie nicht nur hier und da ein?

Zur Konzeption gehört das Arbeiten mit den Zitaten, zum Teil sind sie auch schon verändert.

Den Komponisten Bernd Alois Zimmermann kennst Du?

Ja, das ist einer meiner Lieblingskomponisten. Das *Requiem für einen jungen Dichter* und *Ich wandte mich und sah alles Unrecht, das geschah unter der Sonne* und *Die Soldaten* sind tolle Stücke.

Was findest Du an den Kompositionen so spannend?

Diese Verarbeitung von Sprache, Musik und Elektronik. Am Schluß des Requiems z.B. die Satzverkopplung, wie er mit der Grammatik spielt.

Zimmermann hat ja vor allem mit Collagetechniken gearbeitet ...

... Collage ist eigentlich nicht mein Stilmittel. Ich will auf Bestehendem aufbauen, ich will nicht was ganz Neues machen. Ich bin eher geschichtsverbunden. Ich will etwas machen, was es schon einmal gab, es soll trotzdem was Neues sein, und das will ich ausdehnen. Strawinsky arbeitete schon polyrhythmisch, ich will das ausweiten, indem ich großflächig polymetrisch, polytonal, polyrhythmisch und polystilistisch komponiere.

Wir haben uns ja letztes Jahr im Juli auf dem Schönberg-Symposium in der Musikhochschule kennengelernt. Die Zweite Wiener Schule hast Du bis jetzt noch nicht erwähnt.

Ich kenne sie natürlich. Das Serielle habe ich noch nicht verwendet. Ich will die Stile aber alle mal ausprobieren.

Inwiefern spielt die Analyse von Kompositionen eine Rolle?

Ich finde Analyse sehr wichtig fürs Komponieren. Man sieht, wie andere Komponisten bestimmte Sachen verarbeitet haben, wie sie gedacht haben, das kann man dann vielleicht auf sich selbst beziehen. Oft bekomme ich eine Idee, wenn ich ein anderes Stück gehört und analysiert habe und es mit meinen Gedanken konfrontiere. Daraus entsteht dann etwas.

Was ist Deiner Meinung nach noch wichtig fürs Komponieren?

Die Grundlage muß eine traditionelle Ausbildung sein wie Harmonielehre und Kontrapunkt. Ich denke, das braucht man immer, auch wenn man elektronisch komponiert oder sonst was macht. Ansonsten muß man Erfahrung bekommen, wie man an eine Komposition rangeht. Manche haben so etwas wie einen Blitzeinschlag und bringen die Idee dann direkt aufs Papier, andere haben eine kleine Idee und müssen alles auf dem Papier ausführen. Das Konzeptionelle, das Logisch-Folgernde, das Schaffen von Zusammenhängen interessiert mich, ich arbeite auch mehr so. Meine Flötensonate entstand, als ich Flöte übte, keine rechte Lust mehr hatte, improvisierte und dann war sie fertig. Ich feilte noch ein bißchen daran, aber im Prinzip hat sie gestanden. So etwas passiert mir heute nicht mehr. Ich arbeite mehr konzeptionell. Ich will Musik schreiben, die hintergründig ist, nicht nullachtundfünfzehn, ich möchte, daß sie wirklich etwas Gescheites ist und nicht, daß man nach fünf Minuten Analyse mit dem Stück fertig ist.

Du willst demnach komplizierte Musik schreiben?

Das nicht, für den Hörer jedenfalls nicht. Der Hörer soll es erfassen können oder besser: verfolgen können. Er soll den Überblick

behalten. Es sei denn, es ist gewollt, daß er sich wirklich verliert und irgendwo in der Luft hängt. Die Musik soll nicht irgendwie hohl sein.

Gibt es für Dich Kriterien, warum Dir ein Stück gefällt oder nicht?

Meiner Meinung nach kann ein Stück noch so perfekt gearbeitet sein. Wenn es den Hörer nicht anspricht, finde ich das Stück nicht gut.

Was spricht Dich an?

Überschaubarkeit, daß der Hörer weiß, wo er steht in dem Moment, hat er ein Drittel oder vier Fünftel der Komposition schon gehört, daß er in der Musik drin ist und mit der Spannung mitgeht. Was ich bei manchen modernen Kompositionen nicht gut finde, ist, daß sie so stark konstruiert sind; das will ich vermeiden.

Was ist das Gegenstück zur Konstruktion?

Mmh, das wäre das plötzliche Kommen einer Idee bzw. Improvisation wie im Jazz.

Sind denn schon Kompositionen von Dir aufgeführt worden?

Ja, eine. Die Pascaglia und Choral über das Lied *Alle Jahre wieder* für Krummhorn-Ensemble und Gitarre, im Dezember 1994 entstanden. Ich spiele auch im Ensemble für alte Musik an der Musikschule Völklingen, das Bernhard Stilz leitet, dem das Stück auch gewidmet ist.

Außer Dir für das Gespräch zu danken, bleibt zu hoffen, daß der unbekannt Komponist Christoph Barth bald entdeckt wird und Deine Stücke aufgeführt werden.

Nov. 83 - April 1995

Christoph Barth

* Das Gespräch fand am 24.5.1995 in Saarbrücken statt.

(1) Vgl. (bub.), *Zehnjähriger auf der Spur der Klassiker*, in: Saarbrücker Zeitung, Ausgabe Völklingen, vom 24./25.10.1992.

Friederike Bauer

Monotypie, Radierungen

GALERIE



- 1969 geboren in Bad Laasphe
1989 Abitur am Städtischen Gymnasium
Bad Laasphe
1989-94 Studium der Freien Kunst/Malerei an
der Hochschule der Bildenden
Künste/Saar bei Prof. Dr. Helmut
Reichmann und Prof. Jo Enzweiler
1994 Diplom
1994/95 Vertiefungsstudium an der HBK Saar
bei Prof. Jo Enzweiler

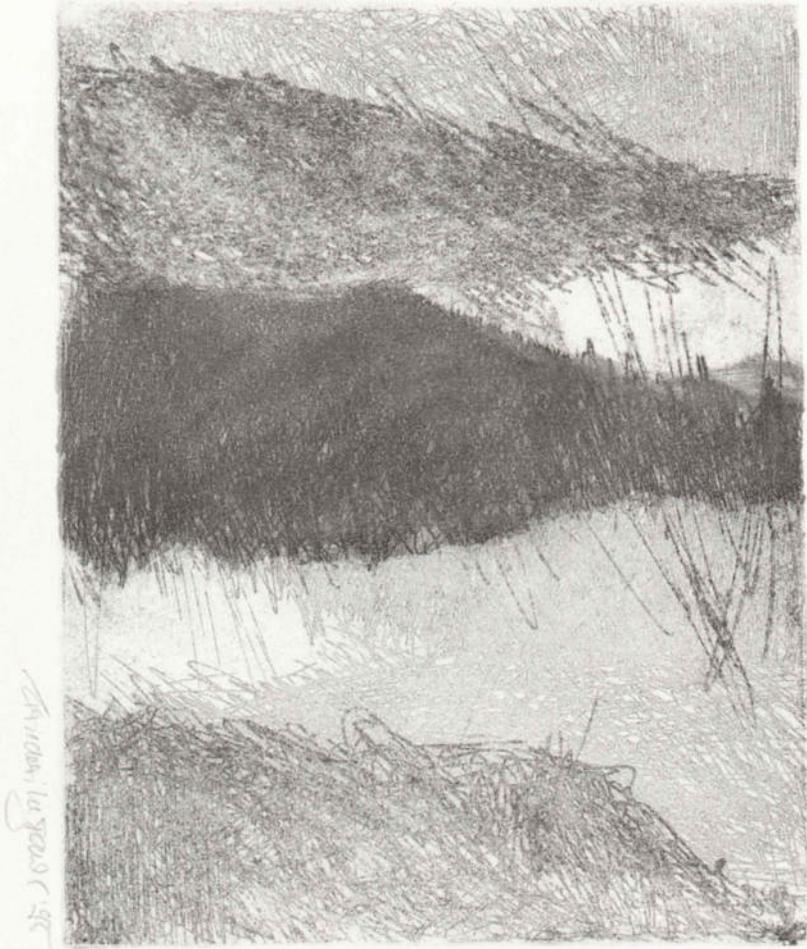
Ausstellungen:

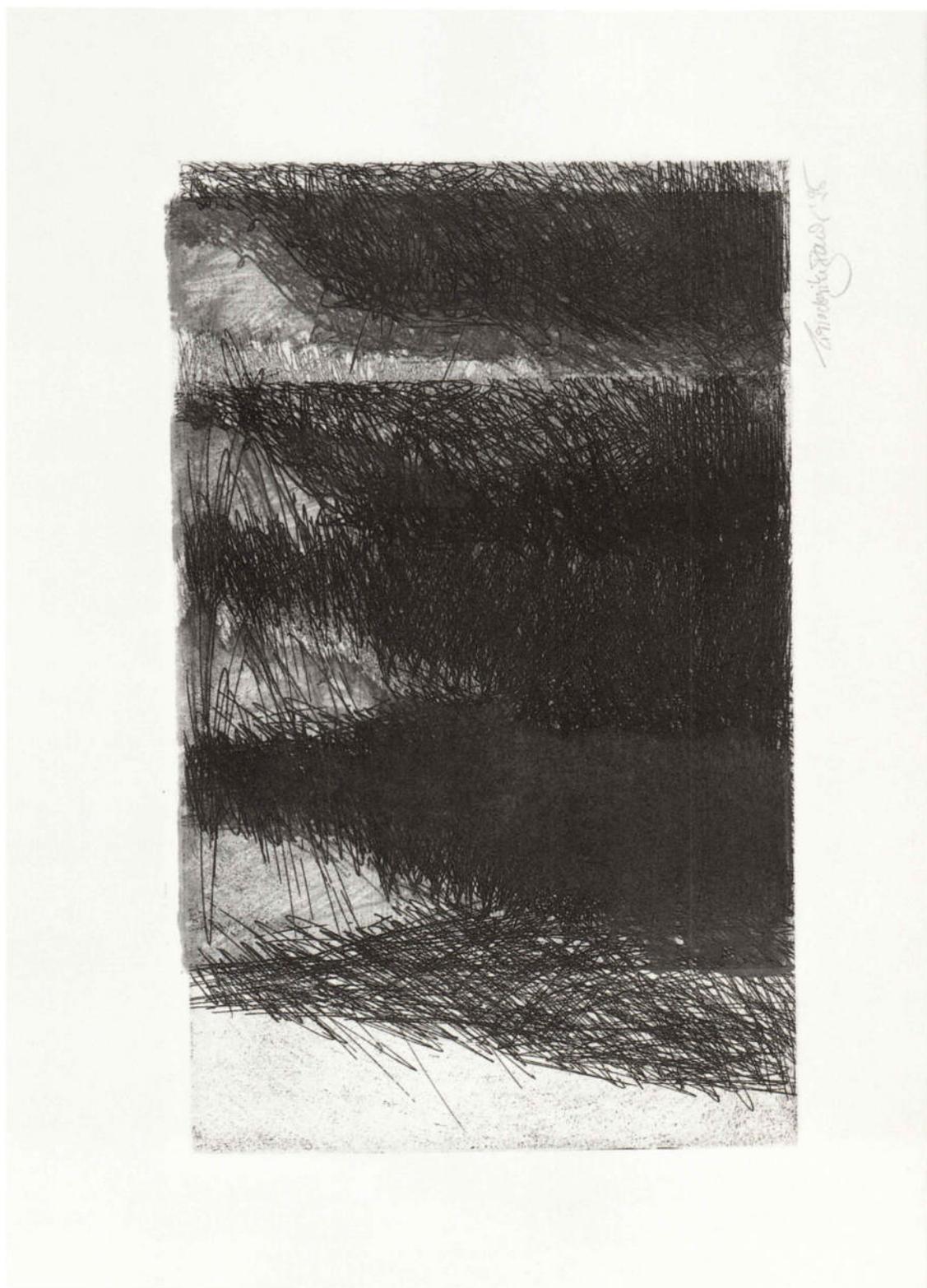
- 1991 „Natur-Objekte/Porträt“,
Saargemünd, Gruppenausstellung
1992 Young European Artists'-Collection,
BP Oil Europe, Brüssel, Gruppenaus-
stellung
1993 Teilnahme an dem Projekt „Pfungst-
rot-Fahnen für die Johanneskirche“,
Saarbrücken (Dieses Projekt wurde
1994 in Seligenstadt/Hessen und
1995 in Düsseldorf vorgestellt.)



O.T., Juni 1995, farbig überarbeitete Radierung, 26,5 x 19,6 cm

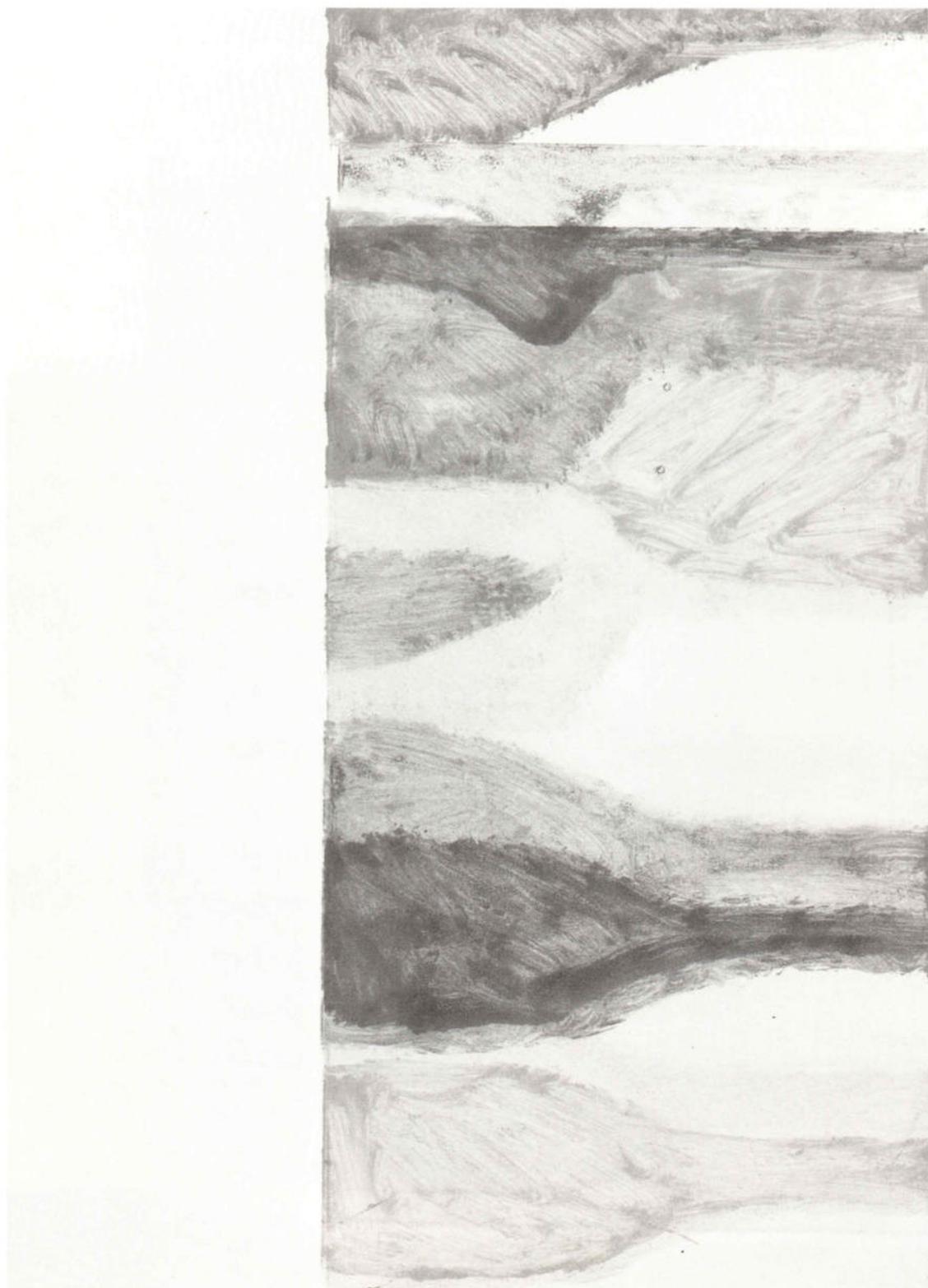
O.T., Juni 1995, farbig überarbeitete Radierung, 26,5 x 19,6 cm





O.T., Juni 1995, farbig überarbeitete Radierung, 26,5 x 19,6 cm

O.T., Juni 1995, Monotypie, 26,5 x 19,6 cm



Kein Kanal, es ist nur eine schöne Flußfigur

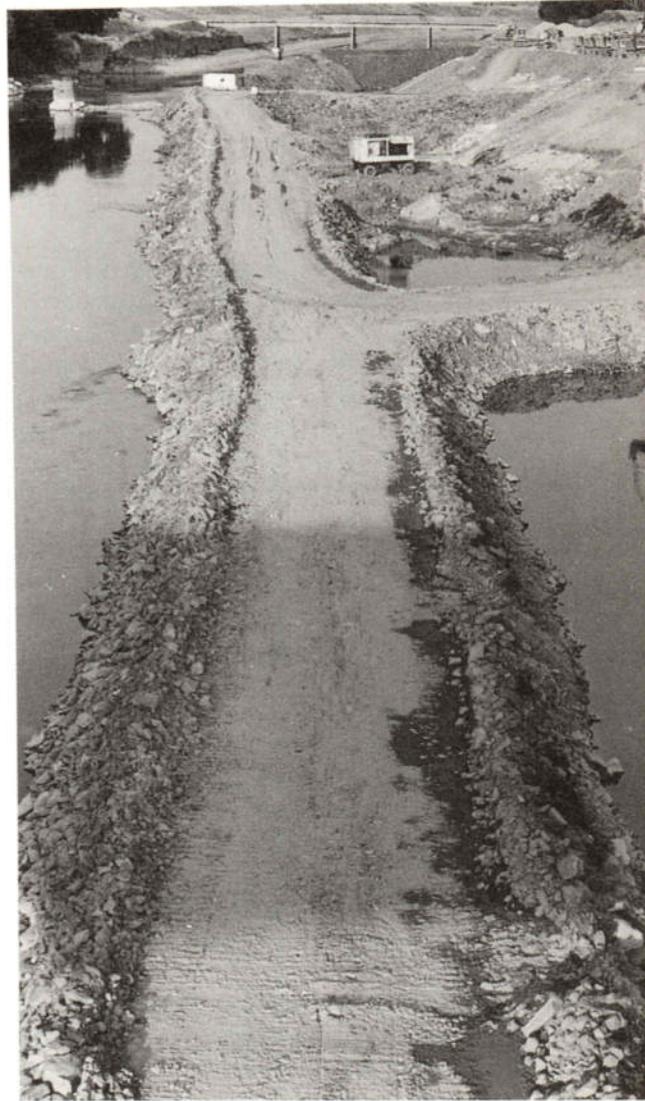
Von Barbara Froehlich-Schmitt

Zwanzig Jahre nach Beginn des Saarausbaus stehen die Bagger der Wasserbauer vor den Toren der Stadt. Nun geht's den Saarbrückern ans Herz. Die Eurokanalisierung durch die Kernstadt und damit der Abriß von drei Brücken steht zur Entscheidung an. Am Saarufer von Burbach wurden im Frühjahr Platanen gefällt, zum Mißfallen mancher Leute. Im Sommer sollen die Bagger kommen, um die Saar bis zur Westspange in eine Großschiffahrtsstraße zu verwandeln.

Da tauchte sie wieder auf, die Gretchenfrage: Wie hältst du's mit dem Saarausbau? Das Saarbrücker Bürgerforum plante eine Podiumsdiskussion und gewann den Saarländischen Berufsverband der Landschaftsökologen (SBdL) zur Mitveranstaltung. Als Vorsitzende dieses Verbandes begann ich zur Vorbereitung des Podiums und für die HEFTE zu recherchieren. Schließlich ist das Thema Flußausbau auch aktuell im Hinblick auf die neuen Bundesländer, wo Pläne zum Ausbau von Elbe, Oder und Co. in der Schublade liegen. Im Juni kündigte der Bundesverkehrsminister ökologische Verbesserungen beim Flußausbau an – als ob es da etwas zu verbessern gäbe.

Sind beim Saarausbau ökologische Defizite entstanden? Hat sich das Milliarden Ding ökonomisch ausgezahlt? Ich stellte schriftlich diese Fragen in weniger suggestiver Form an verschiedene Behörden und Verbände, Fragen zur ökonomischen und zur ökologischen Bilanzierung des bisherigen Saarausbaus und zum Weiterbau durch Saarbrücken.

Am verblüffendsten die schriftliche Antwort aus der Staatskanzlei von Rheinland-Pfalz. Ministerpräsident Beck lasse mir mitteilen, „daß sich die Landesregierung von Rheinland-Pfalz durch die von Ihnen gestellten Fragen zum Saarausbau nicht tangiert sieht“. Die Saar gilt in Mainz wohl als saarländische Angelegenheit. Den Saarländern soll's recht sein, wenn Rheinland-Pfalz die Saar Wurscht ist, sozusagen Lyoner. Die Mainzer sollten ihr Stückchen Saar von Saarhölzbach bis Konz (27,3 km) dann aber auch förmlich ausgliedern.



Die Saar

Ökologische Milchbubenrechnung

Für den rheinland-pfälzischen Abschnitt der Saar hat die Bundesanstalt für Gewässerkunde im Auftrag der Wasser- und Schifffahrtsdirektion ein Gutachten zur ökologischen Bilanzierung erstellt. Die unvermeidbaren Eingriffe beim Saarausbau habe man nicht nur mildern, sondern voll ausgleichen können, so hatte es in einer Broschüre der Wasser- und Schifffahrtsverwaltung des Bundes von 1987 gestanden. Das Gutachten wurde 1985 in Auftrag gegeben und 1994 fertiggestellt. Seltsam, daß der Auftraggeber das Ergebnis schon lange vorher wußte. Ich durfte das Gutachten beim Wasser- und Schifffahrtsamt Saarbrücken einsehen und konnte immerhin lesen: Durch den Saarausbau seien in Rheinland-Pfalz deutliche Defizite bei naturnahen Strukturen, wie Röhrichten, Hochstauden, Silberweidenwäldern entstanden, aber insgesamt sei

angeblich Kompensation möglich. Doch die Autoren schränken schon auf Seite 3 die Aussagekraft dieser Behauptung ein: Untersucht wurde hauptsächlich nur der Bereich der Saar innerhalb der Baugrenzen. Das ist aber nicht der ganze vom Saarausbau betroffene Bereich, der sich besser hydrologisch bemißt und oft weit über die Baugrenzen hinausreicht. Ein saarländisches Beispiel: Die uralten Eichen bei St. Gangolf sterben weit ab von der Saar durch Anhebung des Grundwasserspiegels oberhalb der Staustufe Mettlach. Auf Seite 5 des Gutachtens liegt die Saar begraben: Der schwerwiegende Eingriff in das Gewässer selbst, die Verwandlung vom frei-fließenden Fluß zum staugeregelten Kanal, wurde danach nicht betrachtet. Die Fauna fällt, wie bei den meisten landschaftsökologischen Gutachten, sowieso unter den Tisch. Die „Kompensation“ für die übrigen Eingriffe wird seltsam berechnet. Die Flächen werden nicht unterschiedlich bewertet, so ist Ausgleich kein Problem. Bei der ganzen Bilanzierung wurden keine Naturschutzverbände beteiligt.

Das soll nun im Saarland anders sein. In einer Arbeitsgruppe zur ökologischen Bilanzierung beim Saarausbau im Saarland vertritt der Biologe Dr. Axel Didion, angestellt bei der Naturlandstiftung Saar, die anerkannten Naturschutzverbände. Er meint, man könne den Saarausbau nicht ausgleichen, weil man die verlorene Dynamik des Fließgewässers Saar nicht ersetzen könne. Nur einige Funktionen von Biotopen, wie Flachwasserzonen, Steilwände, Kiesbänke, Altarme seien ersetzbar. Wenn man sie erhalten wolle, da sie durch die Stauregelung der Saar nie wieder neu entstehen könnten, müsse man einen hohen Pflegeaufwand betreiben.

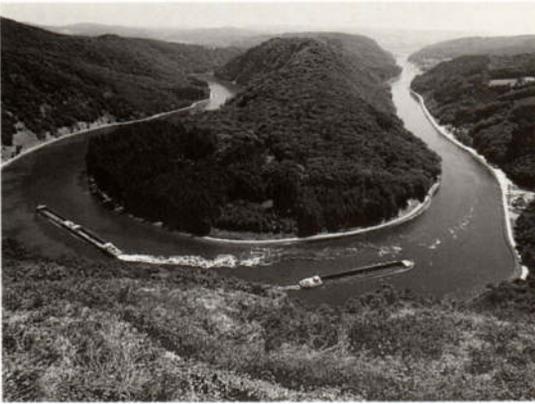
Die Wasser- und Schifffahrtsverwaltung des Bundes hat 1993 der Naturlandstiftung die größte sogenannte Ausgleichsfläche im Saarland, den Dillinger Ökosee und fünf Saar-Altarme vertraglich zur Untersuchung und Pflege übertragen, weitere fünf Altarme sollen dazu kommen. Ziel ist, alle diese Gebiete in das Eigentum der Stiftung zu überführen. Bei der ökologischen Bilanzierung sollen die Saaraltarme auf der Habenseite erscheinen, das heißt, sie sollen als Ausgleich für ökologische Defizite durch den Saarausbau dienen.

Das letzte Wort hat bei der ökologischen Bilanzierung des Saarausbaus – übrigens ein Pilotprojekt in der Bundesrepublik, daß so etwas für den gesamten Flußausbau gemacht wird – die Wasser- und Schifffahrtsverwaltung des Bundes. Sie ist Eigentümerin der Wasserstraße Saar und Verursacherin des Eingriffs, Planfeststellungs- und Genehmigungsbehörde zugleich. Das Bundeswasserstraßengesetz gibt den Wasserbauern fast die gleiche Machtfülle wie das Bergrecht dem Bergbau.

Dagegen sind die saarländischen Naturschutzverbände bisher nicht Sturm gelaufen. Mit seinem Forderungskatalog „Saarausbau: Retten was noch zu retten ist“ stellte sich der DBV (heute NABU) 1986 resigniert aber pragmatisch als ökologische Feuerwehr zur Verfügung. Allerdings nicht ohne ein mutiges und kluges Vorwort des vor kurzem früh verstorbenen Vorsitzenden Dr. Eckehard Gerke. Der BUND Saar versuchte zweimal juristisch den Saarausbau aufzuhalten: 1986 im Fall des Dillinger Hafens und 1991 beim Bauabschnitt Staustufe Lisdorf bis Saarbrücken. Beide Klagen wurden abgewiesen, die erste, weil noch kein Verbandsklagerecht bestand, die zweite wegen angeblich nicht stichhaltiger Begründung.

Argumente aus Stahl

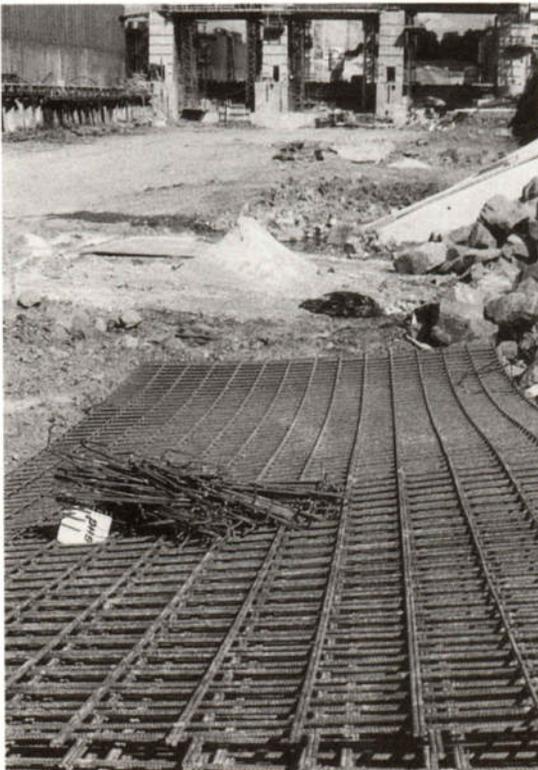
Nun aber endlich zu der ökonomischen Bilanzierung des Saarausbaus. Eine Arbeitsgruppe dazu gibt es nicht. Vielleicht habe ich deshalb nur spärliche schriftliche Auskunft auf meine Anfrage bekommen und mußte mündlich nachhaken. Ministerialrat Giebel vom Ministerium für Umwelt, Energie und Verkehr faxte mir im Juni 95: „Seit Aufnahme der Großschifffahrt auf der Saar 1987 hat sich das Umschlagvolumen in den saarländischen Häfen auf ca. 4 Mio. t pro Jahr stabilisiert. Dadurch werden durch den umweltfreundlichen Verkehrsträger ‘Binnenschifffahrt’, der zudem der sicherste Verkehrsträger ist, in der saarländischen Industrie und Wirtschaft schätzungsweise rd. 10 Mio. DM Frachtkosten jährlich eingespart.“ Ob darin auch Einsparungen durch billigere Bahntarife enthalten seien, fragte ich telefonisch nach. Antwort Giebel: „Ja, mit Sicherheit, das ist doch der Sinn des Ganzen: die Konkurrenztarife der Bahn.“



Mit freundlicher Unterstützung des Wasser- und Schiffsamtes Saarbrücken

1987, bei der Eröffnung des Saarkanals, hatten sich Regierungs- und Wirtschaftsvertreter laut „Handelsblatt“ Transportkostenvorteile von 50 Mio. DM erhofft. Damals sagte man ein Transportvolumen von bis zu 16 Mio. Tonnen pro Jahr voraus. Daß die heute erreichten 4 Mio. Tonnen sich noch steigern lassen, hofft Ministerialrat Rudolf Becker inständig.

Die Baukosten für den gesamten Kanal betragen nach dem heutigen Preisstand 2,1 Milliarden DM, informierte mich Günter Caspari vom Wasser- und Schiffsamt Saarbrücken. Von den bisher verbauten 1,69 Mrd. DM hat das Saarland nach Angaben des Umwelt- und Verkehrsministeriums 476.518.000 DM getragen, im letzten Jahr 20 Mio. DM. Die Häfen Merzig und Dillingen hat das Land mit 20,4 Mio. DM, d. h. 25 % der Gesamt-



kosten, subventioniert. In der Summe hat das Saarland für den Saarausbau und die Häfen bisher knapp eine halbe Milliarde ausgegeben

Wenn man bei dem Schuldenberg des Landes (derzeit 13 Milliarden) von einer völligen Fremdfinanzierung ausgeht, würden die Kreditkosten für den Saarausbau bei ca. 8 % Zinsen insgesamt 40 Mio. DM pro Jahr betragen.

So aber könne man nicht rechnen, bei der Kreditaufnahme der öffentlichen Hand gebe es keine Zuordnung zu Ausgaben, wurde mir telefonisch sehr eindringlich aus dem Finanzministerium beschieden. Im letzten Jahr habe das Saarland netto keine Kredite aufgenommen, sogar eine knappe halbe Milliarde zurückgezahlt. Ist das die halbe Milliarde, die uns bisher der Kanal kostete? – Schön wär's.

Hat noch jemand Zweifel am ökonomischen Nutzen des Saarausbaus? Die Wasser- und Schiffsverkehrsverwaltung des Bundes – Direktion Südwest in Mainz – beruhigte in ihrem Schreiben vom Juni 95: „Unstreitig hat der Ausbau für die Großschifffahrt zur Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit der saarländischen Industrie und zum Erhalt von Arbeitsplätzen beigetragen.“

Über die laufenden Unterhaltungskosten und die Defizite der Häfen sind gesicherte Informationen nicht zu haben. Der Geschäftsführer der Hafenbetriebe Saarland GmbH, Günter Dorn, formulierte telefonisch, der Saarausbau sei „nichts weiter als für den Hauptkunden Saarstahl, daß sie bleibt“, er sei „eine reine Regionalförderung“.

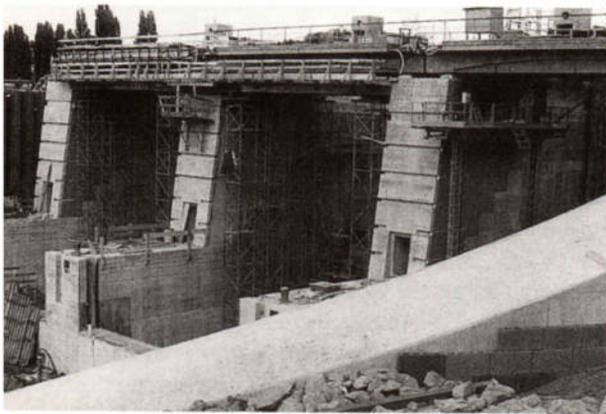
„Ein wesentlicher Beitrag zur Sicherung der Stahlstandorte an der Saar“ sei der Saarausbau, versicherte mir am Telefon auch Hans-Joachim Welsch, Leiter der Abteilung Verkehrswesen der Dillinger Hütte. Sie seien sehr froh über den Anschluß an das europäische Wasserstraßennetz, wodurch „aus einem trockenen ein nasser Standort“ geworden sei. Außerdem sei der Freizeitwert durch die mit dem Ausbau entstandenen Rad- und Wanderwege längs der Saar erhöht worden. Welsch: „Früher war da ja alles versumpft.“ In der Freizeit hat man es in der Stahlindustrie lieber trocken, mag man



die nassen Biotope nicht, auch nicht deren Bewohner: „Allen Unkenrufen zum Trotz nutzt die Stahlindustrie den Wasserweg sehr intensiv.“ Und noch etwas gab Welsch mir auf den Wasserweg, man solle nicht Saarkanal sondern Saarausbau sagen, weil eine Kanalisierung ein sehr viel stärkerer Eingriff sei. Ausbau, das klinge viel besser, von der Akzeptanz her.

Vielleicht hat das Oskar Lafontaine inzwischen auch eingesehen. „Ein Kanal ohne Hafen ist sinnlos!“, polterte er mich am 20. Januar 1985 an, nachdem ich als stellvertretende Vorsitzende des BUND Saar für den Dillinger Hafen eine ordentliche Prüfung der Umweltverträglichkeit angemahnt und dann ob Lafontaine's Antwort, – der Dillinger Hafen werde gebaut, es ginge nur noch um die Form –, patzig gefragt hatte: „Heißt das, was umweltverträglich ist, bestimmen Sie?“ – Nach Lafontaine's an sich richtiger Bemerkung über den Sinn eines Kanals (wonach ich zu fragen vergaß, ob ein Kanal mit Hafen automatisch sinnvoll sei) verwies Oskar Lafontaine dann auf die Stahlarbeiter.

Von seinem damaligen Umweltminister Leinen konnte man im August 1985 über den Saarkanal einen eher weinerlichen Leserbrief im „Stern“ lesen. Darin stand: „Es ist eine traurige Sache, daß



der Saar- wie auch der Rhein-Main-Donau-Kanal letztendlich nur gebaut wurden, um der Bundesbahn günstige Tarife abzurufen. Jetzt muß der Steuerzahler für die Defizite von Bahn und Kanal-Schifffahrt aufkommen. Obwohl es ökonomisch keinen Sinn ergibt, bestehen Rheinland-Pfalz und

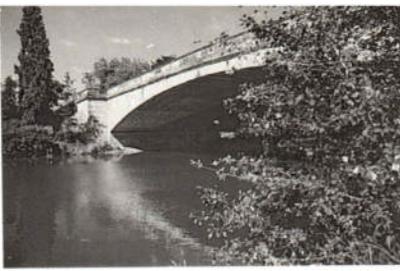
der Bund auf der Kanalisierung bis Saarbrücken. Oskar Lafontaine hat jedoch klipp und klar erklärt, daß für uns dieser Kanal schon bei Völklingen endet.“

Von alten Versprechen zu neuen Brücken ?

Damit wären wir bei der dritten Frage in meinem Rundschreiben, nämlich zum Ausbau der Saar durch Saarbrücken. Bis dorthin ist er ja nun doch gekommen – klipp und klar. „Von Saar-km 86,6–89,0 (Kernstadtbereich Saarbrücken) ist der Ausbau zurückgestellt, da die Stadt Saarbrücken bei der Realisierung des Projektes unübersehbare Verkehrsprobleme sieht, insbesondere beim erforderlichen Ersatzneubau von 3 Brücken.“ So heißt es in einem Papier des Wasser- und Schifffahrtsamtes Saarbrücken von Anfang 1995. Aus dem Ministerium für Umwelt erhielt ich am 16. 6.95 folgende salomonische Antwort: „An den seit über 10 Jahren bekannten politischen Standpunkten über einen etwaigen Ausbau der Saar durch Saarbrücken hat sich nach unserer Erkenntnis nichts verändert.“

1985 drohte man laut „Stern“ noch aus der Wasser- und Schifffahrtsverwaltung des Bundes, Rheinland-Pfalz werde seinen Anteil am Ausbau zurückfordern, wenn durch Saarbrücken nicht ausgebaut werde, aber die heutige Landesregierung scheint das ja nicht mehr zu tangieren, wie oben zitiert. Nur noch der Bund stellt sich weiter stur. Vielleicht steckt aber auch die Dynamik der Wasserbauer dahinter. Das Wasser- und Schifffahrtsamt mache nur die technische Ausführung eines politischen Auftrags, sagte Günter Caspari vom WSA Saarbrücken zu mir, aber „wir stehen natürlich hinter dem Ausbau, wir sind ja Wasserbauer, wir lieben unseren Beruf!“

Herr Donau (!) von der Wasser- und Schifffahrtsdirektion Südwest schrieb mir im Juni 95: „Der Ausbau der Saar von Konz bis Saarbrücken-St. Annual ist im Verwaltungsabkommen zwischen dem Bund, dem Saarland und Rheinland-Pfalz vom 28.3.1974 festgelegt. Die Maßgaben sind für die Wasser- und Schifffahrtsverwaltung verbindlich.“ Der Ausbau der Stadtstrecke Saarbrücken sei zwar



zurückgestellt worden, aber es müsse über das weitere Vorgehen bald entschieden werden, „weil der Ausbau aus Wirtschaftlichkeitsgründen kontinuierlich fortgesetzt werden sollte.“

Dagegen faxte mir der OB von Saarbrücken, Hajo Hoffmann, am 9.6.95, „daß eine Euro-Kanalisation durch Saarbrücken seitens der Stadt nicht vorgesehen ist“. Eine Weiterführung durch Saarbrücken mache auch ökonomisch keinen Sinn, weil u. a. „die St. Arnualer Wiesen seitens der Stadt endgültig als Naherholungs- und Naturraum bestimmt sind; eine industrielle Hafeninvestition kann nicht stattfinden.“

Der Geschäftsführer der Hafenbetriebe Saarland GmbH, Günter Dorn, hatte als erster eine Antwort auf meine Fragen geschickt: „Sofern der Saarausbau auch innerhalb des Kernstadtbereiches Saarbrücken zwischen der Westspangenbrücke und der Bismarckbrücke erfolgen sollte, wäre es sinnvoll, in Zusammenarbeit mit der Halbergerhütte einen Schiffsgüter-Umschlagplatz am Durchstich St. Arnual einzurichten. Dieser Umschlagplatz würde als 200 m langes Senkrechtufer parallel zur Saar in Höhe der Halbergerhütte geplant. Weitergehende Planungen (z. B. im Bereich des jetzigen Osthafens) werden von den Hafenbetrieben nicht mehr verfolgt.“ In dem oben schon genannten Telefongespräch versicherte mir Günter Dorn danach noch, wenn man rein wirtschaftlich denke, würde man nicht ausbauen durch Saarbrücken. Aber man könne gleichzeitig die Stadtautobahn überdeckeln und sie und Alt-Saarbrücken hochwassersicher machen. Der Staden werde vom Ausbau nicht betroffen, dagegen die Grünanlagen gegenüber – an der Bismarckbrücke, die könne man aber auf die St. Johanner Seite „verlagern“

Liebe Saar!

Damit wir uns recht verstehen. Du bist kein Kanal. Viel besser für die Akzeptanz klingt ausgebauter Fluß. Auch wenn du den Kanal voll hast, ja gerade dann, bist du ein Fluß, der noch Hochwasser bringt, weniger ins Saar- als ins Moseltal.

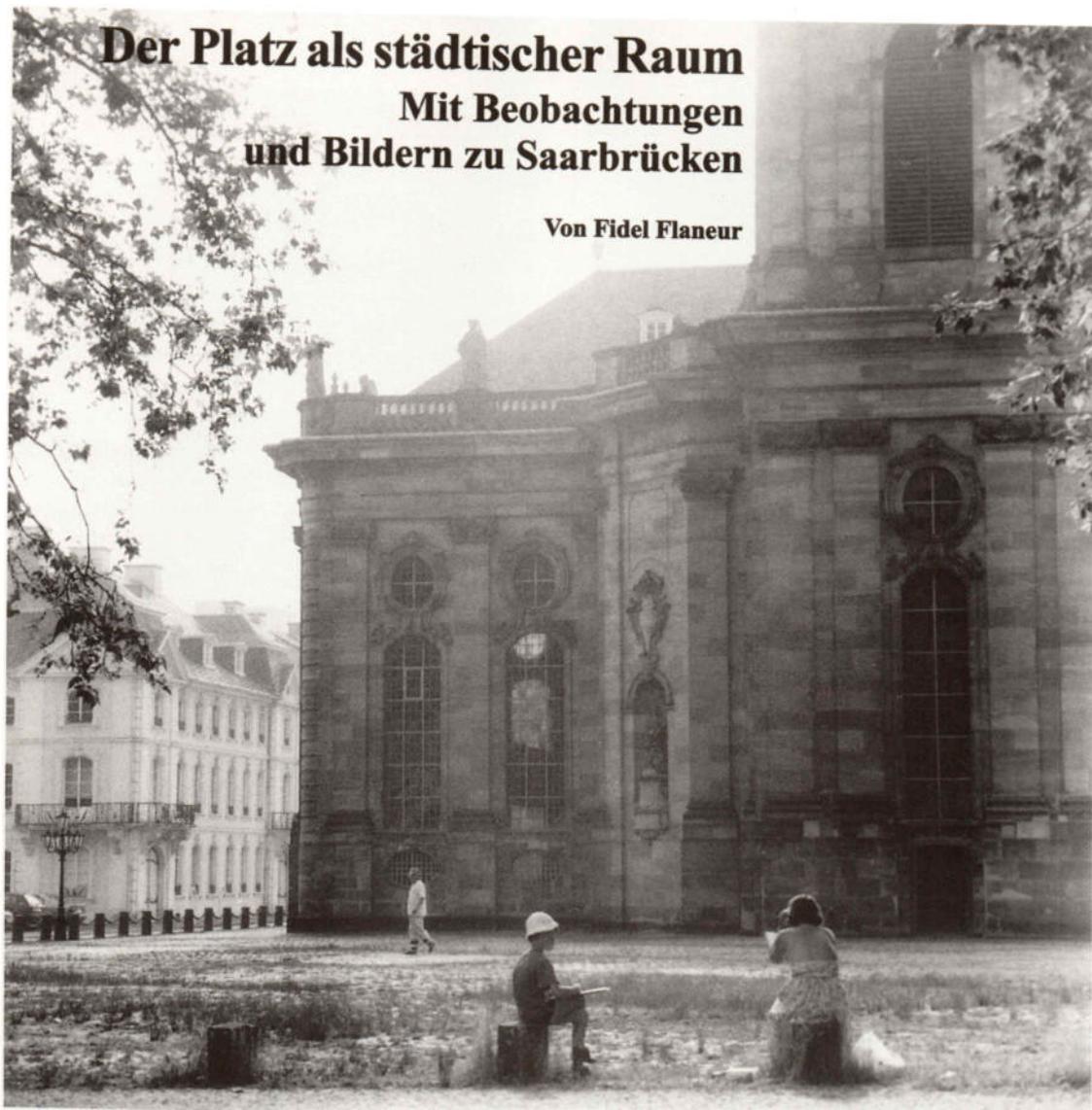
Kennst du das Märchen von Clemens Brentano, wo es heißt: „Keine Puppe, es ist nur eine schöne

Kunstfigur“? Analog: Kein Kanal, es ist nur eine schöne Flußfigur. Du machst eine gute Figur, nicht mehr so kurvenreich, gerader. Du bist zwar breit und behäbig geworden, blüht im Sommer auf vor Algen, kannst leichter umkippen und fließt – zugehen – sehr gemächlich. Aber seit wann ist Fortschritt eine Frage der Fließgeschwindigkeit? Papierschiffchen beförderst du jetzt zwei- bis dreimal langsamer als vorher, aber dafür können große Pötte auf dir fahren – Eurokähne und Schiffsverbände von über 180 Meter Länge und bis zu 4000 Tonnen Tragfähigkeit. – Ist das nichts? Apropos Papier. Du warst vor langer Zeit schon auf dem Papier ein Kanal, Pardon – eine Großschiffahrtsstraße. Die Bundesbahn hatte seit 1964 für den Gütertransport „Als-ob-Tarife“ angeboten, als ob Du schon als Eurowasserstraße existiert hättest. Das sollte den Standortnachteil des Saarreviers ausgleichen. Jetzt nennt man die Tarife der Bahn „Wettbewerbstarife“, als ob es einen gäbe. Die 10 Mio. Frachtkostenersparnis, die Du uns bescherst, verdanken wir nicht allein den Schiffen, die Dich befahren. Sondern auch der Bahn, die Preisnachlässe nur gewähren darf, weil Du ihr jetzt Konkurrenz machst. Dafür kriegt die Bahn Milliardensubventionen, mehr als die Binnenschiffahrt, weniger als der Straßenverkehr. Die ökologischen Schäden des Güterverkehrs können diese Almosen nicht abdecken. Würde sich die Umweltbelastung der Verkehrsträger in den Transportpreisen niederschlagen, käme die Binnenschiffahrt noch feiner raus – jedenfalls nach dem Ausbau gerechnet.

Ausbau ist noch nicht das richtige Wort, klingt nach Ressourcenverbrauch. Umbau sollte es heißen, ökologischer Umbau der Saar. Die Landesregierung Hand in Hand mit der Stahlindustrie: Nasser Wirtschaftsstandort statt sumpfiger Biotope. Eingriff voll ausgeglichen, Ökologie und Ökonomie im Einklang – Saaraue wegen Umbau für immer geschlossen.

Der Platz als städtischer Raum Mit Beobachtungen und Bildern zu Saarbrücken

Von Fidel Flaneur



Ludwigsplatz: architektonisch das schönste Ensemble, von zentralistischen französischen Platzidealen beeinflusst [Symmetrie von Gebäuden und Fläche, Ausrichtung auf die Ludwigskirche, Eingrenzung des inneren Platzes, umlaufende Straße und Bürgersteige am Rand], aber aufgrund seiner Monumentalität und des angrenzenden Herrschaftssitzes reduziert auf seine repräsentative Funktion; beachtenswert neben den Gebäuden auch die Texturen des Pflasters; belebende alltägliche Nutzung im hinteren Teil und samstags als Standort des Wochenmarktes

I.

Walter Benjamin beobachtete einst, daß die Leute vor allem die Bequemlichkeit suchen. Inbegriff derselben ist das Gehäuse, die Urform allen Wohnens. Darunter versteht der Bürger meist einen Intimität erlaubenden geschützten Bereich, sein gemütliches Heim. Ein solches ist undenkbar ohne ein gewisses, von den jeweiligen Moden der Zeit

und den individuellen biographischen Verläufen beeinflusstes Mobiliar, in welchem die Bewohner ihre Spuren hinterlassen haben.

Auch der Platz hat in den meisten Fällen den Charakter eines Gehäuses, eines umbauten Raumes. Aber weil seine Abgeschlossenheit gepaart ist mit



Platz an der Schloßkirche: ein schöner geschichtsträchtiger Ort, zum Parkplatz degradiert; man vergleiche beispielsweise alte Pflastertexturen mit dem dort anzuschauenden neuzeitlichen Dekor

Gerberplatz: einer der wenigen baumbestandenen Plätze mit altem Pflaster; Ausweichstandort für Wochenmarkt; ansonsten leider monofunktional mißbraucht als Parkfläche; durch einige sachte bauliche Eingriffe und Veränderungen könnte ein innerstädtisches Platzensemble entstehen, das neben dem Gerberplatz auch den Landwehrplatz, den Platz hinter der alten Feuerwache und den Ophülsplatz umfaßt – eine Belebung, die offenbar niemand will

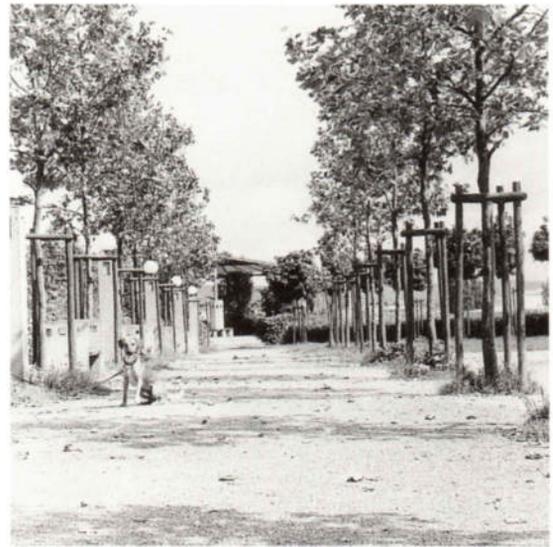
Offenheit, erzeugt er einen zwiespältigen oder gar spannungsreichen Eindruck. Darin liegt sein besonderer Reiz. Denn topographisch wie sozial ist er Benjamin zufolge eine Schwelle, eine geheimnisvolle Schranke zum Wohnhaus, am Rande eines Quartiers, an der Kreuzung mehrerer Straßen und zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Milieus. Er ist ein Ort des Übergangs von der privaten in die öffentliche Sphäre und bewahrt somit zweierlei Aspekte in sich auf: Einerseits liefert er Überschaubarkeit, die Sicherheit des Bekannten, die es dem Bürger ermöglichen, zwischen den Häuserfronten so wie in seinen vier



Wänden zuhause zu sein. Andererseits bietet er die Gelegenheit, frei zu sein („Mach mir Platz!“) die engen Grenzen des Gewohnten zu überschreiten, sich an Fremdes und Unbekanntes heranzutasten und Wagnisse einzugehen. In günstigen Fällen wird diese Reizsituation unterstrichen durch besondere Ausdrucksformen und Nuancierungen, die mit den Zeitläuften dem Intérieur des Platzes vermacht wurden.

II.

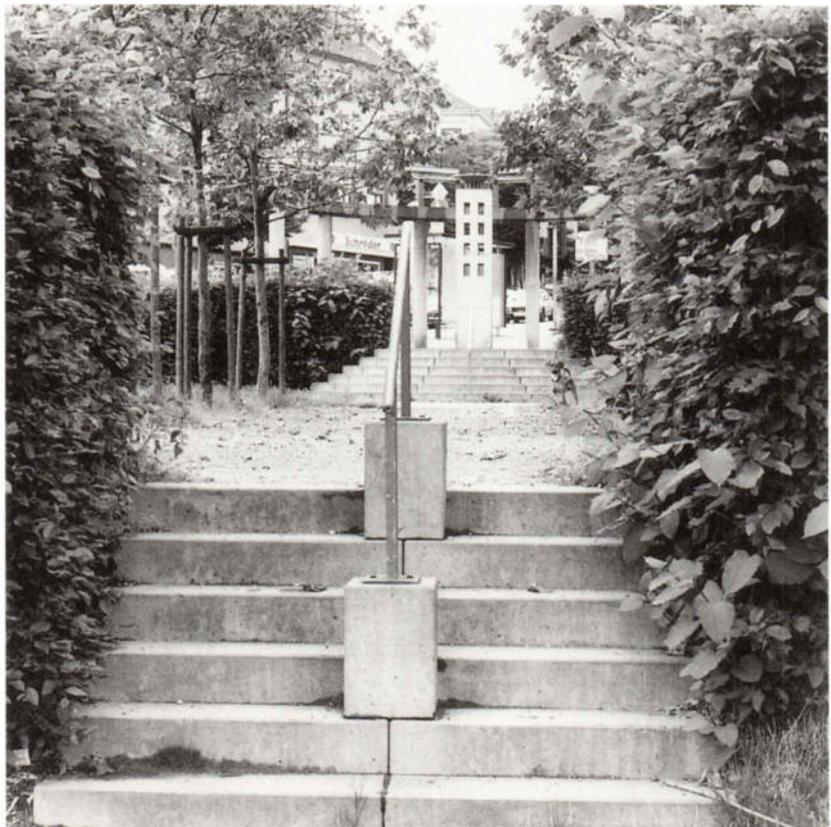
Der mit dem Schwellencharakter verbundene Reiz kommt offenbar besonders zum Tragen, wenn ein Platz sozial verdichtete Erlebnisse erlaubt und außerdem Anklänge an seine ehemalige Gebrauchsmischung erkennen läßt. D. h., er sollte sich durch ein gewisses Maß an Intimität und Zweckmäßigkeit auszeichnen und darf in den meisten Fällen nicht dem Fetisch Auto als Parkplatz geopfert worden sein. Er muß dem zwischenmenschlichen Bedürfnis nach Näheerlebnis-



Cottbuser Platz:

*früher Quartiers-
Wochenmarkt und
nachbarschaftlicher
Treffpunkt, nach
aufwendiger Umgestaltung
jetzt ungenutzt*

*„Wer geht denn do hin,
außer dene Taube
und Hunde.
Saan Se mir mol,
wer sich do hinsetze dut,
do wo 25.000 Audos
täglich vorbeifahre.
Sitze Sie gern
in dene Abgase?“
(Anwohner-Ehepaar)*



sen entgegenkommen, wobei die soziale Bedeutung individuell oszillieren kann: Die einen machen ihn zum gemütlichen Heim und vergewissern sich damit ihrer geregelten Verhältnisse. Den anderen ermöglicht er unvorhergesehene und mitunter hastige Begegnungen oder er dient ihnen als Medium für rauschhafte Ereignisse sowie als öffentliches Theater. Wichtig erscheint außerdem, daß die zwischen Bequemlichkeit und Überschreiten angelegte Ambivalenz erhalten werden muß



Malstatter Markt/St.Johanner Straße (oben):

„Hier ist nichts los, das kannst du vergessen!“ (Anwohner)
, trotz verkehrsfreier Zone ungenutzt

Nanteser Platz, (rechts): eine Mischung aus Platz und Grünfläche; wird in bestimmten Jahreszeiten als Freizeitareal akzeptiert, aber nur im unteren Teil durch Anwohner, Kinder und Boule-Spieler in Besitz genommen; im oberen Teil Parkplatz

und nicht nach einer Seite hin aufgelöst werden darf. Dann ist es nämlich mit der Aura eines Platzes vorbei.

Der Platz entsteht vor allem im wechselseitigen und gegensätzlichen Tun und Treiben der Menschen. Er bedient das Bedürfnis nach Versammlung und der sie ermöglichenden Dinge, nach Mitteilung und Auseinandersetzung, nach Differenzierung und Absetzung. Je mehr Sinne und Verhaltensaspekte er anspricht, um so besser ist es um seine Attraktivität bestellt. Hierzu gehören die Lust zu schauen und zu berühren, die Geschmackssinne, Geräusche und Gerüche ebenso wie kommunikative, diskursive, narzißtische oder erotische Ausdrucksformen. Zum öffentlichen Charakter solcher Orte gehört weiter Offenheit. Der prinzipiell allen offen stehenden Beteiligungsmöglichkeit sollte auch eine zeitliche Öffnung korrespondieren, die den Bruch zwischen Tag und Nacht etwas einebnet. Gelungene Plätze haben unterschiedliche Rhythmen, sie sprechen je nach



Tages- oder Jahreszeit andere Leute und lebensweltliche Aspekte an. Ein städtischer Platz, der seinem Namen Ehre macht, ist in erster Hinsicht kein Ort der Muße oder des beschaulichen Rückzugs. Dieses Bedürfnis kann man eher in Parks oder Grünanlagen stillen. Insoweit gefährden die in letzter Zeit weithin feststellbaren Beschränkungen, jene typisch teutonischen Ordnungsphantasmen, städtisches Leben, weil sie die notwendigen



Hambacher Platz:

Parkraum und Sammelort für Wertstoffcontainer, Wochenmarkt-Standort

strukturellen Unterschiede zwischen Stadt und Land verwischen. Wer vor allem seine Ruhe haben will, wer Ungewißheit, Inhomogenität, Vieldeutigkeit, Lust an der Geschwindigkeit, am nächtlichen Schwärmen u. a. m. nicht ertragen kann, der soll ehrlicherweise aufs Land ziehen und nicht Gerichte bemühen, um den Städter wieder zum Ländler umzuerziehen.



Neumarkt:

zu Beginn des Jahrhunderts bekannter, lebendiger Ort; heute Parkfläche, hat bereits keine platzgemäße Oberfläche mehr, stattdessen Parkbuchten

Um ihre volle anziehende Wirkung zu entfalten, müssen städtische Räume, insbesondere Plätze, genügend Publikum haben. Das setzt dichte und stark verflochtene Strukturen, kleine Distanzen und Knappheit des öffentlichen Raumes voraus. Schädlich sind einseitige Nutzungen (vor allem mangelnder Wohnraum), voneinander segregierte soziale Milieus, zersiedelte oder dezentrale Lagen, das Fehlen zur Begegnung animierender Angebote und Dienstleistungen (Cafés, Restaurants, Buchhandlungen, Galerien etc.). Zusätzlich wirken Anlage, Abmessung und Gestaltung von Plätzen

Schloßplatz/Platz, des unsichtbaren Denkmals:

historischer Ort; Platzgestaltung französisch inspiriert (Eingrenzung, zentrierte Ausrichtung auf das Schloß); etwas verwirrend und insoweit deutsch („von jedem etwas, nichts richtig“) der unterschiedliche Belag, im unteren und Mittelteil Pflaster, ansonsten Kies; neben administrativer vorwiegend touristisch-repräsentative Funktion; im Sommer am linken Rand akzeptierter Freizeitraum, beliebte Nutzung am Samstagnachmittag durch Hochzeitsgesellschaften

sowie der Verlauf von Straßen intervenierend ein. Charakteristische, orientierende Details wie Brunnen, Sitzbänke, Lampen sind bedeutsam, als Kulisse nicht minder die Anziehungskraft von Fassaden und der den Platz begrenzenden Gebäude. Eine wenig lebendige, einseitig genutzte Umgebung, wie sie für Büro- und Verwaltungskomplexe, Versicherungs- und Bankgebäude oder auch Warenhäuser typisch ist, ist der Annahme eines Platzes wenig förderlich. Hingegen beleben pulsierende Örtlichkeiten den öffentlichen Raum und werden im Prinzip gegenseitiger Durchdringung wiederum von ihm belebt. Nicht zuletzt kommt klimatischen und natürlichen Gegebenheiten eine wichtige Rolle bei der Akzeptanz zu. Lange Sommerperioden mit ihren lauschigen Nächten steigern das Bedürfnis nach öffentlicher Präsenz, eine gute Einpassung in ein Flußtal oder die exponierte Lage auf einem Berg tragen häufig zu besserer Orientierung und zur Ausprägung eines spezifischen Charakters städtischer Räume bei. Ein Platz muß schließlich so gelegen und bebaut sein, daß er Schutz bietet und nicht wie ein Windkanal wirkt.



III.

Wenn man all diese Erkenntnisse auf sich einwirken läßt und sie mit den Eindrücken verbindet, die Saarbrücker Plätze entfachen, dann kann hier nur von einem akzeptierten und lebendigen Platz –

und nur von Plätzen ist in diesem Zusammenhang die Rede, nicht von Grünflächen bzw. Parks (Bürgerpark, Ilseplatz, Mügelsbergpark) – gesprochen werden: dem St. Johanner Markt. Er hat die Patina und kleinräumigen Dimensionen eines historischen Platzes, einen ausgezeichneten Belag, wird durch halbwegs erhaltene und unverkitschte barocke Fassaden eingesäumt, enthält nur wenig Grün und ist durch seine sieben nichtgeometrisch angeordneten Zugänge ausreichend offen. Darüber hinaus bevorteilt er den Fußgänger, ist schnell zu erreichen und liegt in einem hinreichend verdichteten Quartier, das neben vielfältigen Begegnungs- und Verweilmöglichkeiten noch andere Funktionen bereithält. Nicht zu übersehen ist aber sein durch wirtschaftliche und administrative Kräfte

Bürgerpark:

kein Platz, sondern eine mißlungene Grünanlage, weitgehend ungenutzt; aus diesen Gründen hat die Saarbrücker Verwaltung auch veranlaßt, ihn teilweise wieder einer sicheren Nutzung zuzuführen, was in Saarbrücken nur heißen kann, ihn in eine Verkehrsabstellfläche umzuwidmen



Dudweiler Markt: *erfüllt eigentlich viele Bedingungen eines akzeptablen Platzes (historischer Kern, wirtschaftliche Funktionen in der Nähe, Standort für Wochenmarkt); die Chance wurde vergeben durch die Umgebung verschandelndes Einkaufszentrum; daher nur dürftige Publikumsnutzung, vor allem als Treffpunkt ausländischer Mitbürger. „Hier kommt ma heitsedags nit mehr hin, außer ma geht uff de Markt, oder ma muß mid dem Bus fahre. Friher hat ma sich hier oft getroffen, da war noch wat los. Aber heit, nee nee. Guckn Se sich dat doch mol aan!“ (Dudweiler Bürger)*



Leipziger Platz:

Minimalausstattung mit drei Bänken und etwas Schotter, sogenannter Pantoffelplatz, Spielplatz

verursachter Gefährdungsgrad. Bis dato hat sich in seiner Umgebung eine Mischung aus Wohnen, spezialisiertem Handel, Kleingewerbe, Hotel- und Gastronomiebetrieben erhalten können, das Handwerk ist jedoch bereits verschwunden. Der Druck auf die Boden- und Mietpreise sowie die Zunahme vereinseitigter Nutzungen wird sich durch die anstehende Rathausenerweiterung, durch instrumentalisierende Strategien der Wirtschaft wie das Ausbreiten der sog. Erlebnisgastronomie erhöhen, was nicht folgenlos für die soziale Zusammensetzung des jetzigen Publikums bleiben wird. Der Platz wird an Spannung und Reiz verlieren, wenn er nur mehr einem arrivierten, saturierten, selbstbezogenen und verspießerten Teil der Öffentlichkeit zugänglich ist, der unerträglich wird, wenn er massiert auftritt und unter sich bleibt. Genau das beabsichtigt aber die im Sommer willfährig von den politischen Machthabern getroffene Bettelsatzung.

Daneben verfügt die Stadt noch über zwei weitere attraktive Kleinode, die etliche Bedingungen eines Platzes erfüllen, den Ludwigs- und Schloßplatz, übrigens beide ebenfalls weitgehend vom Verkehr befreit. Doch die Nutzungsvielfalt ist in diesen





Fällen bereits eingeschränkt. Es überwiegt der repräsentative Charakter, zudem ist im Umfeld keine ausreichende Verdichtung gewährleistet.

In anderen Fällen wie dem Arnualer, Burbacher, Malstätter, Dudweiler Markt und Beethovenplatz wäre zwar die (stadtteilorientierte) Dichte gegeben, teilweise besitzen sie sogar das wünschenswerte Intérieur (Arnualer Markt, Beethovenplatz) oder erfüllen noch Wochenmarktfunktionen

Pariser Platz: Beispiel für Verwahrlosung



Burbacher Markt:

früher bedeutsamer Treffpunkt und Versammlungsort eines proletarischen Quartiers; traditioneller Standort für Wochenmarkt; heutzutage häufig genutzt als Parkraum; im oberen Teil Spielplatz; trotz aufwendiger Gestaltung und angrenzendem Bürgerhaus ein weitgehend toter Platz; im Vergleich zu vorher steriler Belag; die zahlreichen Sitzgelegenheiten werden wegen ihres übertriebenen Arrangements kaum genutzt

(Arnualer, Burbacher, Dudweiler Markt). Aber entweder der Mißbrauch als Verkehrsabstellfläche oder gestalterische Fehlgriffe verhindern dort die mögliche soziale Akzeptanz.

Wiederum weitere Plätze leiden unter ihren unklaren Verhältnissen, z. B. ihrer Mischung aus Park- und Grünfläche (Nanteser Platz, Eschberger Hof), oder aufgrund ihrer eindeutig einseitigen Nutzung als Parkraum (Gerberplatz, Platz an der Schloßkirche, Hambacher Platz, Neumarkt), Bedingungen also, die den Fußgänger nicht zur Annahme animieren. Zuletzt zu erwähnen sind noch die lieblos und falsch konzipierten oder gar verwahrlosten städtischen Plätze, die erst durch planerische Eingriffe zu dem gemacht wurden, was sie heute sind (Ophüls-Platz, Cottbuser Platz, Pariser Platz). In all diesen Fällen hat einmal eine zumindest eingeschränkte soziale Akzeptanz bestanden, die bei besonnener und kenntnisreicher, das umgebende soziale Gefüge berücksichtigender Rekonstruktion, hätte erhalten werden können.

Einen Sonderfall stellt der Landwehrplatz dar. Zwar wird er wiederum einseitig als Verkehrsabstellraum bzw. Busbahnhof und rudimentär als Sportfläche genutzt. Aber all dies ist nicht prägend. Der überwiegende Eindruck ist der einer massiven, durch jahrelanges Nichtstun bedingten Vernachlässigung, die sogar die ihn besäumenden alten und neuen Bauten in Mitleidenschaft zieht. Seine Dimensionen und die vorhandene Verdichtung sind auch nicht so, daß man ihn sich als wohlgestalteten Platz vorstellen kann. Auf jeden Fall verbietet sich aus urbanen Gründen eine Fortsetzung des augenblicklichen Zustandes – wie wäre es mit einem innerstädtischen Park?

Ruhe herrscht erst, wenn nur noch still gebettelt wird!

Von Manfred Geiger

Die Sozialdemokratie hierzulande hat es sich zur Gewohnheit gemacht, in jedes Fettnäpfchen zu treten, das die „modernen Zeiten“ aufstellen. Jüngstes Beispiel: Die Bettler-Satzung der Stadt Saarbrücken. Darüber ist eigentlich schon viel zu viel schwadroniert worden und die Saarbrücker Hefte würden sich jeden Kommentar verkneifen, wenn da nicht von den Beobachtern und den Betroffenen in der Bewertung dieses hilflosen Befriedungsversuches so daneben gegriffen worden wäre. Die sog. Punker-Satzung taugt nicht dazu, moralinsauer über die hartherzigen Stadtväter herzufallen und ihnen eine Ausgrenzungspolitik gegenüber den Armen vorzuwerfen. Die Armut ist im Gegenteil bei der Sozialdemokratie in den besten Händen, solange die davon Betroffenen sich an die Spielregeln des „juste milieu“ halten. Was aber ein Sozialdemokrat des „juste milieu“ nicht mehr erträgt, ist, wenn Armut und Selbstbewußtsein in Gestalt des „aggressiv bettelnden“ Punks eine provokante Verbindung eingehen, wenn der Bürger den moralischen Profit seiner verlogenen Gutherzigkeit nicht mehr einstreichen kann. Dies trifft den professionellen Armutsverwalter ins Mark und er läßt den staatlichen Gewaltapparat aufmarschieren, um für Ruhe an der Armutsfront zu sorgen. Über diese in der bisherigen Diskussion unterbelichteten Zusammenhänge von Bettelei und Moral sowie über die Anmaßung der Stadt, widerrechtlich Recht gegen ein soziales Problem zu setzen, informieren unsere Autoren Manfred Geiger und Ulrich Stelkens.

Die Stadt, die Armut und das Elend auf der Straße

Der Ursprung unserer bürgerlichen Marktgesellschaft liegt in der Stadt. In der Stadt verdichtet sich die Gesellschaft. Das ist das Programm der Urbanität. Damit verdichten sich in der Stadt aber auch die Grundprobleme, die eine bürgerliche Marktgesellschaft mit ihren Armen, mit den nur eingeschränkt „Marktfähigen“ hat.

Die soziale Frage, die im 19. Jahrhundert noch „die Arbeiterfrage“ hieß, ist im großen und ganzen mit Hilfe des Wohlfahrtsstaates kleingearbeitet. Die „Normalisierung des Arbeitsbürgers“ ist im Prinzip geschafft. Der Rand des Bannkreises arbeitgesellschaftlicher Normalität bleibt jedoch prekär. Die Randzonen der Arbeitsgesellschaft müssen immer wieder durch ein aufwendiges Hilfe- und Kontrollsystem stabilisiert werden; durch Maßnahmen materieller, v. a. aber sozialpädagogisch und therapeutisch gemeinter Art. Notfalls auch durch härtere Formen sozialer Kontrolle.

Der Bedarf an Integrationsarbeit wird dringlicher. Denn die Zahl der Menschen, die in offensichtlich nicht mehr hinreichendem Maße an den „norma-

len“, den „natürlichen“ Selbstdisziplinierungsmechanismen der Gesellschaft – dem Arbeitsmarkt, den arbeitsweltbezogenen Sozialisationsinstanzen und Sozialversicherungssystemen, einer stützenden Familie und anderen in diesem Sinn wichtigen Sozialverbänden – teilhaben, wächst.

Mit der tendenziellen Deregulierung ist der Arbeits- und Wohnungsmarkt dynamischer geworden. Es gibt neben den Profiteuren in der Summe mehr Verlierer, die dabei auf der Strecke bleiben und um so mehr auf das System der sozialen Sicherung, der kommunalen Daseinsvorsorge angewiesen sind. Aber gleichzeitig ist dieses System in die Krise geraten. Der Sozialstaat wird „schlanker“. Seine Vollzugsdefizite bleiben an den Kommunen, dem „Sozialstaat in Reserve“ hängen. Doch diese sind in der Logik des Steuerstaates gefangen. Sie müssen sparen, und zwar vor allem im nichtinvestiven Bereich. So sind sie bestrebt, Kosten und Kostgänger von sich zu weisen. Das kann nur bedingt gelingen. Denn schon von Gesetzes wegen haben die Kommunen den Löwenanteil der Armenlast zu tragen.

Sie werden das Elend ja nicht los! Und gerade die urbane Stadt, diese Mischung aus funktionaler Vielfalt, Abwechslung, Unübersichtlichkeit und

Toleranz gegenüber Abweichenden – vielleicht auch Desinteressiertheit an ihrem Schicksal –, der Abglanz und Abfall des Reichtums scheint schon immer einen besonderen Reiz auf die Armen ausgeübt zu haben. In der Anonymität urbanen Lebens lassen sich die Spuren einer gescheiterten Existenz leichter verwischen. Hier hoffen die in Not Geratenen einen neuen Anfang, eine Nische, vielleicht auch eine milieugerechte Szene zu finden. Hier hoffen sie von den in der Stadt konzentrierten Ressourcen zu profitieren. Und in der Betriebsamkeit des Passantenflusses läßt sich die Spendabilität des Publikums ungenierter anzapfen.

Es sind ja nicht nur die Spekulanten und Halbwelttypen, die Kneipiers, die sich mit ihrer Bestuhlung immer weiter in den öffentlichen Raum vorschieben, die Touristen, Flaneure und Kongreßbesucher, die Yuppies und Schicky-Mickys, die sich die Stadt aneignen. Das tun auch die gesellschaftlichen Outsider, die schlichtweg oft schon einfach kraft ihres Daseins ihren Anspruch auf die Plätze und Nischen im öffentlichen Raum geltend machen, ihnen mitunter auch den Stempel ihrer Milieukultur aufprägen und ihn so dem gemeinhin üblichen Gebrauch entfremden.

Ihr Aneignungsinteresse konzentriert sich auf den öffentlichen Raum. Auf den privaten haben sie, im Unterschied zu anderen Interessengruppen des städtischen Publikums, ohnehin kaum einen Zugriff. Das gilt erst recht für die Menschen, die ohne den Schutz und die Rückzugsmöglichkeit einer richtigen Wohnung dastehen und so um so mehr auf den öffentlichen Raum angewiesen sind.



Das sozialräumliche Arrangement mit den Habenichtsen und überhaupt denjenigen, die am Rande der sogenannten Normalität stehen, war schon immer ein Thema des Bürgertums und damit der Stadtpolitik. Eben seit es die Stadt als Kristallisationspunkt der bürgerlichen Marktgesellschaft gibt. Und seit dieser Zeit werden die unausweichlichen Begleiterscheinungen des Elends, der Bettel, das Nächtigen im Freien, das bedrohlich wirkende Zusammenrotten zwielichtiger Gestalten, das demonstrative zur Schau stellen ungebührlicher Lebensart, immer wieder mal als ein „unerträglicher Mißstand“ empfunden.

Das „stille“ und das „aggressive“ Betteln

Der Bürger repräsentiert die Tugenden der bürgerlichen Marktgesellschaft: Fleiß, Verzicht, Langsicht, Selbstdisziplin, das Streben nach Eigentum, Sicherheit und Ordnung. Der Bettler repräsentiert das Gegenbild. Das wird ihm als Stigma zurückgespiegelt. Der Punk macht dieses Stigma zum Programm und grinst dem Bürger

dabei auch noch rotzfrech ins Gesicht. Der Bettler, der verschämte wie der unverschämte, lebt vom Bürger. Über das Betteln kommen beide Seiten miteinander in Kontakt.

Der Kontakt ist unproblematisch, wenn er nach alt hergebrachtem Ritual abläuft: demütige Haltung auf Seiten des Almosenempfängers – am besten ganz unten auf dem Boden sitzend, den Kopf geneigt, den Blick still bittend nach oben hinauf zu dem potentiellen Spender gerichtet. So hat letzterer die Chance, sich, von oben herab, generös zu zeigen. Das ist der Lohn für seine Gabe. Dieses

sogenannte „stille“ Betteln hat aber auch Nachteile. Jedenfalls für den Bittenden. Es nötigt dem ohnehin degradierenden Bettelvorgang eine zusätzliche Demutsgeste auf. Nicht jeder, der um eine Gabe bittet, will sich das antun. Nicht jeder kann's. Nicht jeder bringt es über's Herz. Das „stille“ Betteln ist zudem wenig erfolgversprechend, wenn man nicht zugleich ein mitleidisches Gebrechen, einen depressiven Blick, einen weinerlichen Grundton anzubieten hat. All dies ist, über Stunden hinweg und einigermaßen glaubhaft präsentiert, ein durchaus mühseliges Geschäft. Und je mehr Menschen auf diese Weise die Hand aufhalten, desto abgestumpfter das Publikum, desto intensiver wiederum der von seiten des Bettlers zu investierende Animationsaufwand ...

Allein schon die wachsende Zahl von Bettlern und die, architektonisch bedingt, begrenzte Zahl von guten Bettelplätzen, zwingt zu Variationen in der Technik. Das geschäftig vorbeistrebende Publikum braucht einen zusätzlichen Kick: eine charmante Geste, die das Interesse der Passanten auf sich zieht, ein insistierender Blick, der sie ins Stocken bringt, ein schneller Schritt, der das Ausweichen erschwert, ein unvermitteltes Ansprechen, das die Situation personalisiert. Das abgestumpfte Bettelopfer will erst einmal zu einer Entscheidung veranlaßt werden – gebe ich oder gebe ich nicht? Es soll sich nicht so ohne weiteres, nicht so unverbindlich vorbeimogeln können. Das Ansprechen fixiert den Passanten im Bannkreis einer meist unerwünschten Nähe, die gleichwohl viel distanzierter als etwa das Gedränge in den Einkaufsstraßen, als zu „körpernah“ und daher als „aggressiv“ empfunden wird. Erst recht, wenn sich der Angesprochene umblickt und sieht, daß er es nicht nur mit einem einzelnen Bettler, sondern womöglich auch noch mit seinen Kumpanen im Hintergrund zu tun haben könnte. Da mag manch einer erst recht froh sein, die unerquickliche Situation mit ein bißchen Kleingeld schnell los zu werden. Auch darauf spekuliert der versierte Schnorrer.

Es ist nicht nur der Punk, der mit dem Hut in der Hand augenzwinkernd nach der Mark fragt, was den Bürger ärgert und mitunter aggressiv macht. Es ist die ganze Situation, diese Mischung von

sehr ambivalenten und daher verunsichernd wirkenden Handlungsimpulsen, die ihm zu schaffen macht. Nicht er, der Bürger, bestimmt, wie es beim „stillen“ Betteln zu sein scheint, das Gesetz des Handelns, sondern sein Gegenüber. Der vom Bettler Angegangene ist – in diesem kurzen Augenblick jedenfalls – zu schwach, zu überrascht, nicht wenig genug, sich dem zu entziehen. Das fucht ihn. Er ist sein Geld los, aber der Empfänger nimmt die im traditionellen Ritual für ihn selbst vorgesehene Identitätsbeschädigung nicht an. Dem Bürger, dem gerade das Geld aus der Tasche gelockt wurde, bleibt es versagt, seine Generosität zu genießen. Statt dessen stellen sich – wenn der Bürger, der eigentlich nichts geben wollte, dennoch gespendet hat – gerade bei ihm die Schuldgefühle einer peinlichen Situation ein, die doch, beim „stillen“ Betteln jedenfalls, allein der Bettler zu tragen und mit einem sich demütig gebenden Blick zu quittieren hat. Auch das ist ein Bestandteil der emotionalen Aggressivität, die bei dieser Art des Schnorrens mitschwingt, die sich der Bürger aber nicht zugesteht; weshalb er dazu neigt, sie seinem Gegenüber zuzuschieben. Innerlich jedenfalls, und später, wenn er sich am Stammtisch und in Leserbriefen über das Bettelpack beschwert. In dem entscheidenden Moment traut er sich in der Regel nicht.

Dem ohnehin stigmatisierten Bettler ist es vergönnt, seine Aggressivität hinauszuschreien. Der situierte Bürger weiß sich zu beherrschen. Meistens jedenfalls. Seine Aggressivität richtet sich einstweilen eher nach innen. So kommt sein Unbehagen, sein Ärger zustande. Am liebsten würde er künftig bettlerverdächtige Zonen ganz meiden. Am besten, er macht einen großen Bogen um derartige Situationen, mit denen er interaktiv nicht zurecht kommt. Das wiederum ärgert die anliegenden Geschäftsleute, die mit den ausweichenden Passanten Kundschaft verlieren. Sie sehen die ansonsten in ihrem Sinne funktionierende Ordnung des öffentlichen Raumes gestört. Sie fordern die Stadt auf, etwas dagegen zu tun. Die Sozialarbeiter zucken mit den Achseln. Die Bürgerlobby gibt keine Ruhe. Die gewohnte öffentliche Ordnung müsse wieder hergestellt werden. Die Stadt wendet sich an die Polizei. Diese ist zwar für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung

zuständig, sieht aber, da diese, im polizeirechtlichen Sinne, nicht gestört ist bzw. die Störer mit dem gegebenen Instrumentarium nur schwerlich dingfest zu machen sind, keine Handhabe. Die als reglementierungsbedürftig betrachteten Tatbestände müßten präzisiert werden. Dafür brauche man eine Satzung, die schließlich über eine kasuistische Reflexion einer dem Gemeingebrauch einschränkenden „Sondernutzung an öffentlichen Verkehrsflächen“ zustande kommt. (1) Im Prinzip bleibe zwar alles beim alten, wie man von seiten der Stadtverwaltung versichert, aber die im öffentlichen Raum eingesetzten Kontaktpolizisten hätten es nun leichter. Jetzt wüßten sie wenigstens wie weit sie bei welchen Auffälligkeiten nun legitimerweise härter vorgehen können. Nun wüßten auch die Bettler wo's lang geht. Das bringe auch für sie mehr Verhaltenssicherheit. Der geplagte Bürger wird das Signal verstehen. Nun hofft er in seinem Kleinkrieg mit dem Straßenmilieu von der Polizei auf Entlastung.

Bürger und Bettler: die Suche nach einem sozial- räumlichen Arrangement in einer unausweichlichen Situation

Wenn er schon unvermeidlich ist, der Bettel, so der Grundgedanke der Armenordnungen, die seit dem späten Mittelalter die lokale Obrigkeit beschäftigen, so sollte er doch wenigstens in zivilisierten, in vom Bürgersinn inspirierten Bahnen verlaufen: „Stilles“ Betteln darf sein – „wildes“ nicht! Die ersten Bettelordnungen kennen wir aus den Städten des 14. Jahrhunderts, eine der letzten wurde kürzlich in Brebach-Fechingen vom Stadtrat Saarbrücken verabschiedet.

Die Kernthemen dieser nicht zu übersehenden Flut von Regelungen, mit denen das Bürgertum immer wieder und offenbar immer wieder vergeblich versuchte, das Armenwesen in seinem Sinn zu ordnen, sind über die Jahrhunderte hinweg dieselben. Es geht um Abwehr und Abschiebung. Es geht um die Kontrolle und Regulierung des sozialen Raumes. Es geht darum, wenn schon nicht das Elend, so doch wenigstens seine lästigen Beglei-

terscheinungen – das „Plattmachen“, das Betteln, das Saufen, Unrat, Unmoral und Anstößigkeit – aus den Städten zu verbannen. Es geht im Kontext, in den diese Ordnungen gestellt sind, um die Bemühungen, die Unvermögenden und Unflätigen wieder auf den rechten Weg zu bringen: mit „Geld und guten Worten“, notfalls aber auch mal mit einer polizeilichen Ingewahrsamnahme. Es geht um den alten, aber stets unerfüllbaren Traum des Bürgertums, das Elend seines lästigen Begleitwerks zu entkleiden, auf daß die betreffende Person in reiner Bedürftigkeit vor ihm stehe und sich um so willfähriger auf die angesonnenen Hilfsmaßnahmen einlasse.

Die Schärfe, die Ausdrucksformen und die Handhabungspraxis einer derartigen Armenpolitik sind verschieden. Der Weg führt von der frühneuzeitlichen Vergabe von Bettelzeichen, die die Hilfswürdigen zu tragen hatten, über die Bettlerjagden und die zunächst auf „Industriösität“ zielenden Zuchthäuser des absolutistischen Zeitalters, die Versuche der privatwohltätigen Fürsorge, die Wanderer- und Vagabundenströme an den Städten vorbei in die Einöde der Arbeiterkolonien, hinter die Kulissen von Anstalten und Heimen zu lenken, bis hin zu den subtileren Formen der „vertreibenden Hilfe“; etwa in der Art eines sogenannten „Ortsgeschenks“, mit dem man die Wanderarmen, die später „Nichtseßhafte“ hießen, gegen das Versprechen, einstweilen nicht wieder zu kommen, loswerden wollte.

Und auch heutzutage, wo das Betteln und das Ohne-Obdach-Sein nicht mehr strafrechtlich verfolgt wird, wo das Bundesverfassungsgericht die rechtliche Grundlage für eine Bewahrungsfürsorge kassiert hat, die Ambulantisierung des Hilfesystems in aller Munde ist, gilt nicht nur das Bundessozialhilfegesetz: Die Armenpolizei, die in diesem Jahrhundert gerade erst das Heft an die Sozialarbeit abgegeben hat, kehrt zurück. Auf leisen Sohlen, umsichtig und kommunikativ, eine jederzeit schärfbare Satzung in der einstweilen noch sanften Polizistenhand. Die in den Großstädten gescheiterten Versuche, auf satzungsrechtlich gewagten Wegen das Elend und seine Begleiterscheinungen aus der Flaniermeile zu verbannen, sollen nun auch in einem doch noch recht



beschaulichen Marktflecken wie Saarbrücken erprobt werden. Derartige Aktionen mögen den Unmut der Anlieger und Passanten kühlen, den Menschen, die, weil sie keine richtige Wohnung haben, auf den öffentlichen Raum angewiesen sind, machen sie das Leben noch schwerer. Der intendierte Effekt bleibt, in anderen Städten jedenfalls, mäßig. „Alles, was wir erreichen können“, so drückte es einmal ein für die öffentliche Ordnung einer Großstadt verantwortlicher Polizist aus, „ist nichts anderes als das Elend auf Trab zu halten und im Kreise herumzuführen ...“

Lernen, mit dem Elend zu leben

So werden die Schleifspuren eskalierender Verarmungsprozesse auch in Zukunft das Gesicht unserer Städte prägen. Die Kommunen müssen wohl oder übel lernen, das Elend auszuhalten, versuchen, ihm, soweit wie möglich, durch Hilfeangebote die Schärfe zu nehmen. Und vor allem darauf sollte sich der Bürgersinn, die Konzeptphantasie der städtischen Verwaltung konzentrieren. Gemeint sind ambulante Hilfeangebote, die sich nicht nur in beratendem Zuspruch und sozialpädagogischer Betreuung erschöpfen, sondern auch materiell etwas zu bieten haben: Essen, Kleidung, Gelegenheiten zum Pinkeln und zum sich Waschen, Vitamintabletten, gegebenenfalls auch medizinische Hilfe, die Erschließung von Transfereinkommen, perspektivisch die Vermittlung von Wohnraum und entlohten Arbeitsgelegenheiten, zunächst aber einmal Räume für den Tagesaufenthalt und einen Platz für die nächste Nacht. Zumindest die Zuspitzung der Not wäre zu lindern. Dann können Bürger und Bettler etwas entspannter einander gegenüber treten. Auch das mag das Elend und seine Zumutungen für die Anlieger und Passanten entdramatisieren. Aus der Welt zu schaffen ist es sicherlich nicht. Jedenfalls nicht in bürgerli-

chen Marktgesellschaften, auch nicht in sozialstaatlich domestizierten. Wer hier „saubere Lösungen“ will, meint ohnehin meist sehr schnell die „saubere Stadt“. Doch so einfach lassen sich die Widersprüchlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft – und dazu gehört das Janusgesicht von wachsender Armut einerseits und von steigendem Reichtum andererseits – nicht wegwischen, so ätzend die hier angewandten Mittel auch sein mögen.

Es wird zwar praktischerweise immer wieder versucht, die Widersprüchlichkeiten der bürgerlichen Marktgesellschaft im Verhalten der sogenannten Betroffenen zu lokalisieren, die dann erst recht moralisiert und pädagogisiert werden, die zum Buhmann oder auch zum bedauernswürdigen Opfer stilisiert, im Sinne der gerade gängigen Hilfe- und Kontrollkonzepte zurecht definiert werden. Aber die Problematisierung der Betroffenen wird dem Charakter der Wohnungsnot als einem *sozialen* Problem nicht gerecht.

So wird das Elend auch weiterhin seinen Platz im öffentlichen Raum beanspruchen, und, insoweit es die Ästhetik und die Funktionsabläufe bürgerlicher Normalität stört, als anstößig empfunden werden. Diese Anstößigkeit bringt die Widersprüchlichkeiten bürgerlicher Normalitätserwartungen, nämlich eine Norm für alle sein zu wollen, ohne aber allen die dazu notwendigen materiellen und psychischen Grundlagen zu bieten, zum Ausdruck. Eine der wenigen angenehmen Formen, diesen Widerspruch zur Sprache zu bringen, ist das sogenannte aggressive, das lästige, das widerliche Betteln. Da fühlt sich der Bürger unmittelbar und persönlich angesprochen. Ob er will oder nicht.

Ob Betteln verboten ist oder nicht – stattfinden wird es allemal. Und solange es Anstoß erregt, bleibt auch das Elend auf der Straße ein Thema. Ruhe herrscht erst, wenn nur noch still gebettelt wird!

(1) Vgl. die Expertise von Grupp/Stelkens in diesem Heft.



Was darf man auf Saarbrücker Straßen? Zur „Punker-Satzung“ der Landeshauptstadt vom 9. Mai 1995 (*)



Von Klaus Grupp und Ulrich Stelkens

In der Landeshauptstadt Saarbrücken, so berichtete die *Saarbrücker Zeitung* (1), fühlen sich Teile der Bevölkerung, insbesondere Anwohner und Geschäftsinhaber im Bereich des St. Johanner Marktes, durch Bettler oder Gruppen von Punkern belästigt oder gar bedroht. Der Stadtrat der Landeshauptstadt Saarbrücken hat deshalb am 9. Mai 1995 die *Satzung der Landeshauptstadt Saarbrücken über Sondernutzungen an öffentlichen Verkehrsflächen* geändert (2), die für sämtliche Gemeindestraßen, Wege und Plätze sowie die Ortsdurchfahrten der Bundes- und Landesstraßen gilt, die dem öffentlichen Verkehr gewidmet sind. Durch die Ergänzung wird nunmehr „das Nächtigen im Geltungsbereich dieser Satzung“ (§ 2 Abs. 2 Nr. 14), „das Betteln durch gezieltes körpernahe Ansprechen von Personen im Geltungsbereich der Satzung“ (§ 2 Abs. 2 Nr. 15) und das „Niederlassen zum Genuß von Alkohol außerhalb der genehmigten Außenausschankflächen (§ 2 Abs. 2 Nr. 16) zur nicht erlaubnisfähigen Sondernutzung (§ 3 und 5) erklärt. Die Änderungssatzung soll im September 1995 in Kraft treten (3).

Es ist zweifelhaft, ob die getroffene Regelung tatsächlich tauglich ist, den angestrebten Zweck zu erreichen. Die Erfahrungen in anderen Städten mit ähnlichen Satzungen waren nicht immer positiv (4). Dies zu beurteilen obliegt jedoch dem Politiker, nicht dem Juristen. Die Politik muß indessen die Vorgaben des Rechts beachten. Nur innerhalb dieses Rahmens bestehen politische Gestaltungsspielräume. Ob der gesetzliche Rahmen hier eingehalten wurde, ist aber fraglich, so daß die Satzung rechtswidrig und damit nichtig, also unbeachtlich sein könnte.

Art. 2 Abs. 1 GG bestimmt, daß jeder das Recht auf freie Entfaltung seiner Persönlichkeit hat, soweit dem die verfassungsgemäße Ordnung nicht widerspricht. Dieses Grundrecht ist vom Bundesverfassungsgericht schon immer als „allgemeine Handlungsfreiheit“ verstanden worden (5). Jeder darf hiernach tun und lassen, was er will, solange es nicht gesetzlich verboten ist.

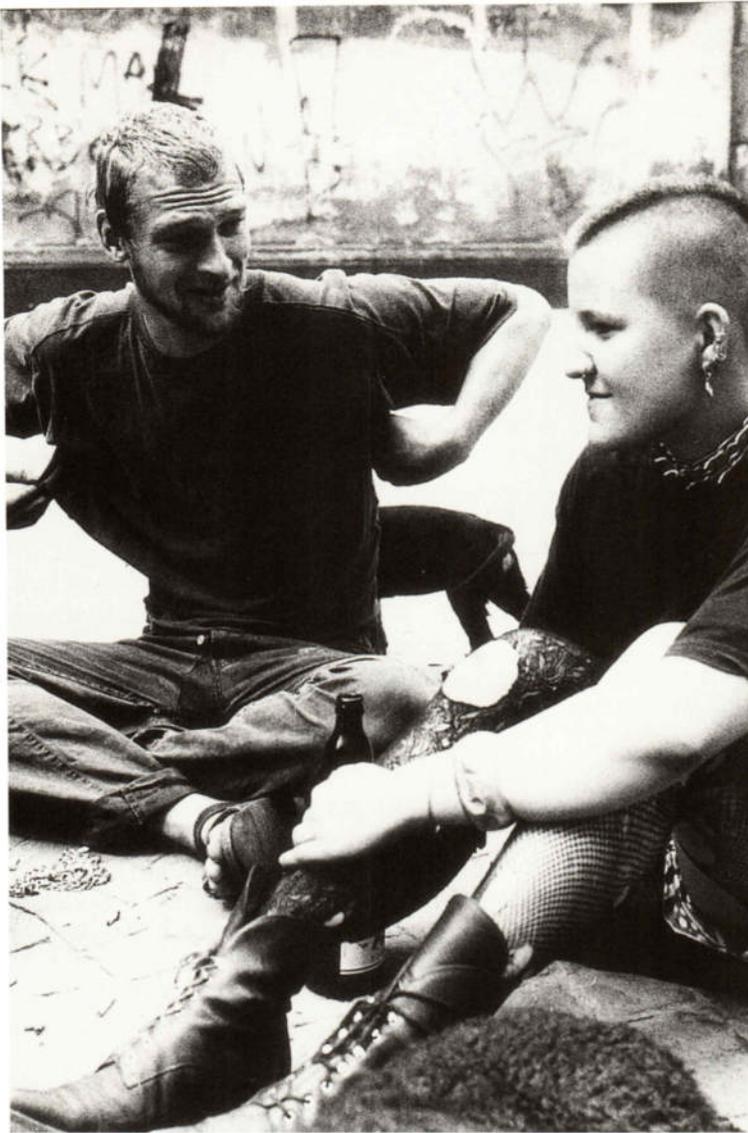
Nach dem Demokratieverständnis in der Bundesrepublik Deutschland ist es auch grundsätzlich nur der unmittelbar demokratisch legitimierte Gesetz-

geber, der durch für alle geltende Gesetze darüber entscheiden darf, was verboten und was erlaubt ist (sog. Gesetzesvorbehalt). Lediglich die Umsetzung dieser allgemeinen Ge- und Verbote auf den Einzelfall obliegt der Verwaltung. Dies ist durch den Grundsatz der Gewaltenteilung vorgegeben. Die Legislative erläßt die Gesetze, die Verwaltung führt sie aus, setzt sie um und überwacht ihre Einhaltung. So bestimmt § 8 Abs. 1 des Saarländischen Polizeigesetzes (SPolG) (6), daß die Polizei (gegenüber dem Bürger) die notwendigen Maßnahmen treffen darf, um eine im einzelnen Fall bestehende Gefahr für die öffentliche Sicherheit abzuwehren. Als Gefahr für die öffentliche Sicherheit wird schon seit jeher jeder Rechtsbruch angesehen. Erläßt der Gesetzgeber also ein Verbot, so kann die Polizei verhindern, daß ein Bürger dem zuwiderhandelt, erläßt er ein Gebot, so kann die Polizei dafür sorgen, daß es eingehalten wird.

Der Gesetzgeber kann aber nicht nur selbst allgemeine Normen, Ge- und Verbote erlassen, er kann hierzu unter bestimmten Voraussetzungen auch die Verwaltung ermächtigen. Die Verwaltung darf indes aufgrund einer solchen gesetzlichen Ermächtigung lediglich solche Verbote erlassen, die dieser Ermächtigung entsprechen.

Dieser umfassende Gesetzesvorbehalt für den Erlaß von allgemeinen Ge- und Verboten gilt auch für den Stadtrat, obwohl dessen Mitglieder – wie die Bundes- und Landtagsabgeordneten – ebenfalls demokratisch legitimiert sind. Die Städte und Gemeinden werden nämlich als Bestandteil der Landesverwaltung verstanden und als solche der Exekutive zugerechnet. Sie haben deshalb kein originäres Gesetzgebungsrecht – wie der Bund und die Länder –, sondern nur ein abgeleitetes Satzungsrecht. Dies bedeutet insbesondere, daß eine Gemeinde für das Aufstellen von Ge- und Verboten einer besonderen gesetzlichen Ermächtigung bedarf.

Auf den hier vorliegenden Fall angewandt bedeutet dies: Wenn das Nächtigen, das körpernahe Betteln und das Niederlassen zum Genuß von Alkohol auf den Saarbrücker Straßen gesetzlich nicht verboten ist und die Stadt Saarbrücken auch nicht gesetzlich ermächtigt worden ist, diese Tätigkeiten



zu verbieten, ist die Satzung unwirksam und nichtig. Niemand dürfte wegen dieser Verhaltensweisen bestraft oder auch nur gehindert werden, ihnen nachzugehen.

Ein Gesetz, das diese Tätigkeiten ausdrücklich verbietet, existiert nicht. Derjenige, der auf der Straße nächtigen muß, hat bei Bedürftigkeit u. U. einen Anspruch darauf, daß ihm eine Unterkunft zugewiesen wird. Weder nach Bundesrecht noch nach saarländischem Recht kann man ihn aber zwingen, in eine Unterkunft zu ziehen. Betteln – auch durch körpernahes Ansprechen – ist nicht verboten, solange es nicht zum Raub wird, also der Angesprochene durch Drohung oder Gewalt gezwungen werden soll, die „Mark“ zu geben (vgl. § 249, § 255 des Strafgesetzbuches). Hierfür reicht es nicht aus, daß der Angesprochene sich bedroht fühlt, wenn der Bettler nicht bedrohen will. Ebenso verstößt das Alkoholtrinken auf der Straße als

solches nicht gegen gesetzliche Vorschriften. Deshalb konnte die Polizei gegen diese Verhaltensweisen bisher nicht einschreiten, auch wenn Dritte sich noch so sehr an ihnen störten, da ein Rechtsbruch – also eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit – nicht vorlag.

Um nun zu ermöglichen, daß die Polizei gegen die o.g. Verhaltensweisen vorgehen kann, war es notwendig, sie als verboten zu erklären. Anscheinend war der Weg zum Bundes- oder Landesgesetzgeber wenig aussichtsreich oder zu mühsam, so daß beschlossen wurde, selbst ein allgemeines Verbot zu erlassen. Dies durfte der Stadtrat der Landeshauptstadt – wie dargelegt – jedoch nur dann, wenn es gesetzlich vorgesehen ist, wenn also ein Gesetz die Landeshauptstadt ermächtigt, solche Verbote auszusprechen. Die Ratsvorlage zu der Änderungssatzung ging nun davon aus, daß durch *straßen-*

rechtliche Sondernutzungsregelungen eine solche *Eingriffsgrundlage für die Polizei* geschaffen werden könnte, die ansonsten nicht gegeben wäre (7).

Fraglich ist aber, ob die Änderungssatzung den straßenrechtlichen Vorgaben entspricht. Hier war sowohl das Saarländische Straßengesetz (StrG) (8), das für die Gemeinde- und Landesstraßen gilt, als auch das Bundesfernstraßengesetz (FStrG) (9), das auf die Ortsdurchfahrten der Bundesstraßen anzuwenden ist, zu beachten.

§ 2 Abs. 1 StrG bestimmt, daß Landes- und Gemeindestraßen dem öffentlichen Verkehr gewidmet sind. Gleiches bestimmt § 2 Abs. 1 i.V.m. § 7 Abs. 1 FStrG. Nach § 14 Abs. 1 Satz 1 StrG und § 7 Abs. 1 Satz 1 FStrG ist jedermann der Gebrauch der Straße im Rahmen dieser Widmung gestattet. Einer Erlaubnis bedarf es für diesen sogenannten Gemeingebrauch nicht. Jeder-

mann darf also eine Straße zu Verkehrszwecken benutzen. „Verkehr“ im Sinne dieser Vorschriften bedeutet nicht nur Ortsveränderung und den Transport von Personen und Gütern. Gerade innerörtliche Straßen dienen darüber hinaus in den unterschiedlichsten Formen auch dem zeitweiligen Aufenthalt von Menschen, ihrer Kontaktnahme untereinander und ihrer Kommunikation miteinander (10). Zum Verkehr im Sinne gemeingebräuchlicher Nutzung der Straßen zählt deshalb auch der sog. *kommunikative Verkehr*.

Während jede Tätigkeit, die Gemeingebräuchlichkeit darstellt, erlaubnisfrei ausgeübt werden kann, ist die sog. Sondernutzung erlaubnispflichtig. Als Sondernutzung wird nach § 18 Abs. 1 Satz 1 StrG und § 8 Abs. 1 FStrG die über den Gemeingebräuchlichkeit hinausgehende Straßenbenutzung eingestuft. Dies ist eine den Gemeingebräuchlichkeit der Straße beeinträchtigende Nutzung, die keinen Verkehr oder einen nicht durch die Widmung der Straße gedeckten Verkehr darstellt. Das gilt z. B. für jegliche Benutzung des Straßenraums in kommerzieller Absicht jenseits der Transportfunktion, weil die öffentlichen Straßen nicht zu unmittelbar erwerbswirtschaftlichen Zwecken gebaut und unterhalten werden.

Nach § 19 Abs. 3 Satz 1 StrG können die Gemeinden nun durch Satzung bestimmte *Sondernutzungen* in den Ortsdurchfahrten der Landesstraßen von der *Erlaubnis befreien* und die Ausübung sowie die Gebühren regeln; eine entsprechende Ermächtigung bezüglich der Ortsdurchfahrten von Bundesfernstraßen ist in § 8 Abs. 1 Satz 4 FStrG enthalten. Für Gemeindestraßen können sie ebenfalls nach § 52 StrG abweichende *Erleichterungen* für die *sondernutzungsrechtliche* Inanspruchnahme regeln.

Wie sich bereits aus dem Wortlaut der Ermächtigungsregelungen ergibt, stellen sie aber keine Rechtsgrundlage dafür dar, die gesetzlich abschließend gezogene Grenze zwischen Gemeingebräuchlichkeit und Sondernutzung zu verschieben, etwa den Inhalt des Gemeingebräuchlichkeitsbegriffs anders zu umschreiben oder den nach dem Gesetz zulässigen

Gemeingebräuchlichkeit in Sondernutzungen umzuwandeln und gemeingebräuchliche Nutzungsarten unter Erlaubnisvorbehalt zu stellen.

Im Hinblick darauf ist das „Betteln durch gezieltes körpernahes Ansprechen von Personen“ in § 2 Abs. 2 Nr. 15 der Satzung zutreffend als Sondernutzung eingestuft worden. Bei jeder Art des Bettelns liegt ein auf Einnahmenerzielung gerichtetes Verhalten vor, das als eine Benutzung des Straßenraums in kommerzieller Absicht angesehen werden muß, welches wie erwerbswirtschaftliches Handeln der Zweckbestimmung öffentlicher Straßen nicht entspricht und den Gemeingebräuchlichkeit beeinträchtigt.

Dies gilt gleichermaßen für den durch § 2 Abs. 2 Nr. 14 der Satzung den Sondernutzungen zugeordneten Tatbestand des „Nächtigens“. Geht man mit der Rechtsprechung davon aus, daß jedermann bei Obdachlosigkeit einen Anspruch auf Einweisung in eine Obdachlosenunterkunft hat, so wird man akzeptieren können, daß es sich bei der Nutzung der Straße als Ruhelager in den Nachtstunden heute nicht mehr um einen mit ihrer Bereitstellung verfolgten Zweck handelt.

Demgegenüber vermag es nicht zu überzeugen, wenn in § 2 Abs. 2 Nr. 16 der Satzung „das Niederlassen zum Genuß von Alkohol außerhalb der genehmigten Außenausschankflächen“ als Sondernutzung qualifiziert wird. Zweifellos ist der mit dem Konsum alkoholischer Getränke verbundene Aufenthalt auf einer öffentlichen Straße ohne Ortsveränderung kein Verkehr im engeren Sinn, doch läßt sich daraus nicht schon folgern, es liege kein Gemeingebräuchlichkeit vor. Vielmehr ist, wie die Anschauung lehrt, der Verzehr von Speisen und Getränken in beträchtlichem Umfang Teil der Nutzung innerörtlicher Straßen, Wege und Plätze. Gerade auf denjenigen Straßen, die – wie Fußgängerzonen und verkehrsberuhigte Bereiche – bevorzugt für den sogenannten *kommunikativen Verkehr* genutzt werden, ist es durchaus nicht unüblich, während eines Spaziergangs oder eines Schaufensterbummels, bei einer Unterredung mit anderen Passanten oder anläßlich einer Ruhepause auf einer Sitzbank Speisen und Getränke zu sich zu nehmen.

Unter straßenrechtlichen Aspekten läßt sich kein Unterschied danach feststellen, ob auf einer öffentlichen Straße alkoholische oder sonstige Getränke konsumiert werden: Die Joggerin, die sich mit einem Mineralwasser erfrischt, nutzt den Straßenraum nicht prinzipiell anders als der Rentner, der mit einem Dosenbier auf der Bank sitzt. Der Alkoholkonsum auf der Straße als solcher behindert auch nicht den Gemeingebrauch anderer. Er ist straßenrechtlich neutral. Natürlich läßt sich nicht übersehen, daß gesteigerter Alkoholkonsum eines einzelnen oder vor allem einer Personengruppe Unannehmlichkeiten für andere Passanten hervorrufen kann, die sich in ihrer Straßennutzung gestört fühlen. Gegen solche Ausschreitungen wie das Anhalten und Beleidigen von Passanten, Urinieren in der Öffentlichkeit, Gröhlen u. ä. kann jedoch bereits aufgrund von Verboten des Straf- und Ordnungswidrigkeitenrechts eingeschritten werden (vgl. §§ 185, 240 StGB, §§ 117, 118 OWiG). Hierdurch wird aber das Trinken als solches nicht zur Sondernutzung (11), da das Trinken eben nur das Vorfeld für derartige Pöbeleien ist und es auch bei ungehemmtem Alkoholgenuß nicht zwingend zu solchen Ausschreitungen kommen muß. Hiervon geht auch die Stadt Saarbrücken aus, indem sie nicht jedes Trinken alkoholischer Getränke, sondern nur solches außerhalb genehmigter Ausschankflächen zur Sondernutzung erklärt.

Als Ergebnis läßt sich also festhalten: Die jüngst erfolgte Ergänzung der Sondernutzungssatzung der Landeshauptstadt Saarbrücken ist (teilweise) rechtswidrig: Die Neuregelung berücksichtigt, soweit „das Niederlassen zum Genuß von Alkohol außerhalb der genehmigten Außenausschankflächen“ als Sondernutzung deklariert wird, nicht die gesetzlich vorgegebene Abgrenzung von Gemeingebrauch und Sondernutzung.

Unter einem weiteren Aspekt wirft die Satzungsergänzung vom 9. Mai 1995 aber noch zusätzliche Bedenken auf. Die durch die Änderungssatzung zu Sondernutzungen erklärten Verhaltensweisen sind zu *nicht genehmigungsfähigen* Sondernutzungen erklärt worden. § 18 StrG und § 8 FStrG gehen jedoch davon aus, daß über die Erlaubnis für eine Sondernutzung individuell, d. h. auf Antrag für

den einzelnen Fall einer Benutzung, entschieden wird. Die § 19 Abs. 3, § 52 StrG und § 8 Abs. 1 Satz 4 FStrG ermächtigen die Gemeinden nach dem eindeutigen Wortlaut nur dazu, von der Erlaubnispflicht zu *befreien*, nicht jedoch auch die Möglichkeit der Erteilung einer Sondernutzungserlaubnis von vornherein *auszuschließen*. Auch insofern ist die Änderungssatzung also nichtig.

Da andere Ermächtigungsgrundlagen nicht ersichtlich sind, zeigt sich, daß kommunale Satzungen nur ein sehr bedingt taugliches Mittel dafür sind, bestimmte – sonst erlaubte – Verhaltensweisen zu verbieten. Grund hierfür ist einfach, daß die Gesetze, die die demokratisch legitimierten Bundes- und Landtagsabgeordneten – also andere Politiker – erlassen haben, dem Lokalpolitiker den von ihm gewünschten Handlungsspielraum nicht zubilligen. Den sicherlich bestehenden Problemen kann daher nur durch Gesetzesänderungen abgeholfen werden.

*) Der Aufsatz geht zurück auf den in der *Saarländischen Kommunalzeitschrift* veröffentlichten Beitrag „Polizeifahr als Sondernutzung?“ (SKZ 1995, S. 128 ff.). Vgl. hierzu auch die Erweiterung von Wohlfahrth, Die Straßennutzung von Randgruppen durch Betteln, Nächtigen und Alkoholgenuß, SKZ 1995, S. 146 ff.

(1) Vom 10.5.1995, S. 1: „Aggressives Betteln verboten“.

(2) Vom 10.6.1986 i.d.F.d.Bek. vom 3.12.1991 (veröffentlicht im *Saarbrücker Wochenspiegel* vom 5.3.1992).

(3) *Saarbrücker Zeitung* vom 3.8.1995, S. 1.

(4) Vgl. etwa *Saarbrücker Zeitung* vom 19.5.1995, S. 11: „Die ‘Säuerfassung’ war ein Reinfall“, über die weitgehende Wirkungslosigkeit einer vergleichbaren Regelung in Darmstadt.

(5) Seit dem Urteil vom 16.1.1957, abgedruckt in der amtlichen Sammlung der Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts, Bd. 6, S. 32 ff.

(6) Vom 8.11.1989 (Amtsbl. S. 1750).

(7) Vorlage zu Tagesordnungspunkt 3 der Sitzung des Stadtrates der Landeshauptstadt Saarbrücken am 9.5.1995, S. 2.

(8) Vom 17.12.1964 (Amtsbl. 1965, S. 117, 155) i.d.F.d.Bek. vom 15.10.1977 (Amtsbl. S. 969).

(9) Vom 6.8.1953 (BGBl. I S. 903) i.d.F.d.Bek. vom 19.4.1994 (BGBl. I S. 854).

(10) Vg. z. B. den Beschluß des Oberlandesgerichtes Stuttgart vom 25.9.1975, abgedruckt in der *Neuen Juristischen Wochenschrift* (NJW) 1976, S. 201 (202) und das Urteil des Bundesverwaltungsgerichts vom 9.11.1989, abgedruckt in der amtlichen Sammlung des Bundesverwaltungsgerichts, Band 84, S. 71 (73).

(11) Anders – aber ohne weitere Begründung – hat der Bayerische Verwaltungsgerichtshof am 27.10.1982 durch (unveröffentlichten) Beschluß entschieden. Auf diesen Beschluß stützt sich die Verwaltung der Landeshauptstadt Saarbrücken in ihrer Argumentation (Vorlage [o. Fußn. 7], S. 3. Dem folgend: Wohlfahrth, SKZ 1995, S. 151 ff.

Aspekte der sozialen Lage von Flüchtlingen in der Bundesrepublik Deutschland

Von Bernhard Dahm

Im Zusammenhang mit der derzeitigen Diskussion um die Zukunft des Sozialstaats werden Forderungen laut, wonach Asylbewerber und Flüchtlinge in Zukunft nur noch Naturalien und Taschengeld erhalten sollen. Damit bezweckt sei, die Attraktivität der BRD vor allem für Wirtschaftsflüchtlinge zu senken. Eine Erhöhung der Leistungen nach einem Jahr, wie derzeit praktiziert, solle nicht mehr erfolgen.

Mit diesen und weiteren Forderungen traten Hoffnungsträger der CDU-Saar, wie die Bürgermeister Klaus Bouillon und Klaus Meiser sowie der Fraktionschef der Saarländischen Landtagsfraktion der CDU, Peter Müller, im März 1995 an die Öffentlichkeit. (1) Auch wurde eine Arbeitsgruppe „Zukunft des Sozialstaats“ aus Mitarbeitern von Sozialämtern saarländischer Gemeinden gebildet, die im September/Oktober 1995 die Ergebnisse ihrer Überlegungen veröffentlichen will.

Die derzeitige Situation

Zur Zeit wird der Leistungsbezug von Asylbewerbern und Flüchtlingen nach dem am 30.6.1993 verabschiedeten und am 1.11.1993 in Kraft getretenen Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG) geregelt. Zuvor erfolgte entsprechend § 120 Bundessozialhilfegesetz (BSHG) eine im wesentlichen Gleichbehandlung von Asylbewerbern und Flüchtlingen mit deutschen Sozialhilfeempfängern.

Die Verabschiedung des AsylbLG wurde u. a. damit begründet, daß ein verringerter Leistungsanspruch mit zu einer Verringerung der Zahlen von Asylbewerbern führe. Sinn und Zweck des AsylbLG ist es folglich abzuschrecken.

Der Abschreckungsgedanke zieht sich bereits seit Beginn der 80er Jahre durch das deutsche Asylrecht, ohne jemals wirksam gegriffen zu haben. Hierauf wird später noch näher einzugehen sein.

Mit dem AsylbLG wurde bereits der Grundsatz entwickelt, daß die sogenannten „Grundleistungen“ als Sachleistungen gewährt werden. Dies jedenfalls für Asylbewerber und deren Familienangehörigen, die sich noch kein Jahr lang im Asylverfahren befinden und für sonstige Ausländer, die

vollziehbar zur Ausreise verpflichtet sind. Personen, die vor Ablauf des Zeitrahmens von einem Jahr als Asylberechtigte anerkannt werden, werden wiederum Bezieher von Leistungen nach § 120 BSHG. Bei Personen, über deren Asylantrag nach einem Jahr immer noch nicht unanfechtbar entschieden ist und die noch nicht vollziehbar zur Ausreise verpflichtet sind, sowie bei solchen Personen, die eine Duldung erhalten haben, weil ihrer freiwilligen Ausreise und ihrer Abschiebung Hindernisse entgegenstehen, die sie nicht zu vertreten haben, ist das BSHG entsprechend anzuwenden.

Bei der vorgenannten Personengruppe der geduldeten Flüchtlinge handelt es sich um solche Personen, bei denen das Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge z. B. Abschiebungshindernisse festgestellt hat, weil im Heimatland etwa die konkrete Gefahr der Folter, die Gefahr der Todesstrafe oder der unmenschlichen bzw. erniedrigenden Behandlung bzw. erhebliche konkrete Gefahren für Leib, Leben oder Freiheit bestehen. Solche Abschiebungshindernisse können auch aufgrund des Umstandes bestehen, daß im Heimatland keine staatlichen Strukturen mehr vorhanden sind, deren Vorliegen von der Rechtsprechung als Voraussetzung für die Anerkennung als Asylberechtigter bzw. als politischer Flüchtling angenommen werden. (2)

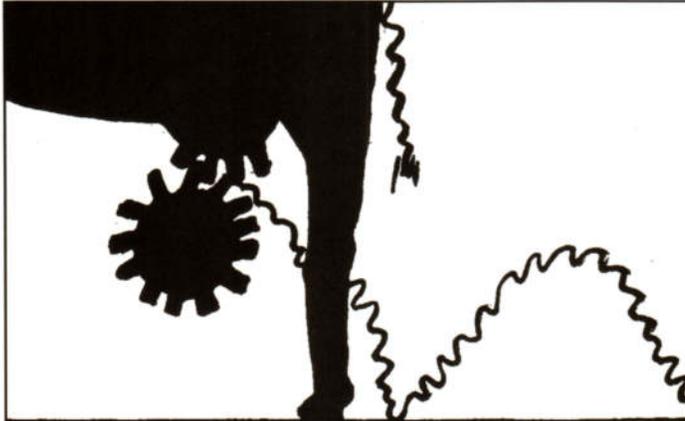
Ebenfalls hierher gehören Personen, für die die Innenministerkonferenz der Länderinnenminister und des Bundesinnenministers aus völkerrechtlichen bzw. humanitären Gründen einen Abschiebestopp erlassen haben.

Der Flüchtling als unerwünschte Person

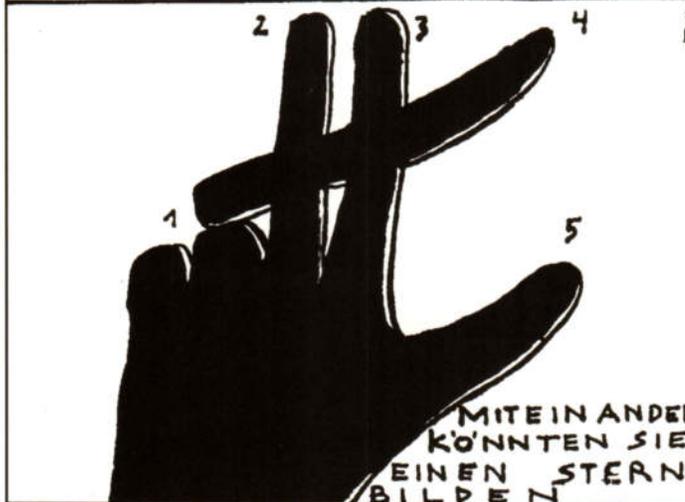
Kaum war das AsylbLG in Kraft getreten, mußten zahlreiche Versuche der Sozialbehörden festgestellt werden, entgegen dem Wortlaut des Gesetzes – und damit in rechtswidriger Weise – weitere Personengruppen von dem Bezug von Barleistungen auszuschließen. Im Saarland etwa sollten bosnische Bürgerkriegsflüchtlinge, die in landeseigenen

Unterkünften untergebracht wurden, auf den Bezug von Sachleistungen nebst einem Taschengeld verwiesen werden.

die Frage der Finanzierung einigen können. Dies bedeutet für die Mehrzahl der bosnischen Flüchtlinge, daß ihnen lediglich eine Duldung erteilt wird. Ihr Aufenthalt wird aufgrund dieser Praxis als nicht rechtmäßig angesehen. Die Abschiebung wird lediglich ausgesetzt.



WEGEN EINER FORMALEN
NAHE STEHEN SIE IN
VERBINDUNG



MIT EINANDER
KÖNNTEN SIE
EINEN STERN
BILDEN

Hierbei ist zunächst darauf zu verweisen, daß Bürgerkriegsflüchtlinge aufgrund des sogenannten Asylkompromisses vom 6.12.1992 einen eigenen Status erhalten sollten, um sie aus dem Asylverfahren herauszunehmen. Bürgerkriegsflüchtlinge sollen demnach eine Aufenthaltsbefugnis erhalten, was einen rechtmäßigen Aufenthalt in der BRD bedeutet.

Die hierfür einschlägigen Vorschriften im Asylverfahrens- und Ausländergesetz werden jedoch nicht gehandhabt, da Bund und Länder sich nicht über

Angesichts des Zustandes, daß Politiker aller Parteien sich lautstark für die Menschen in Bosnien-Herzegowina einsetzen, verblüfft dieses Ergebnis. Ist es Ausdruck einer Doppelmoral, wonach man das Schicksal von Menschen beklagen kann, so lange sie sich nicht in der BRD befinden? Ein solcher Eindruck drängt sich auf. Letztendlich sollen auch bosnische Flüchtlinge abgeschreckt werden, den Schutz in Anspruch zu nehmen, der von seiten der Politiker proklamiert wird.

(Bürgerkriegs-) Flüchtlinge im Saarland

Aufgrund eines Ministerratsbeschlusses vom Dezember 1993 hat das Saarland, um die Landeshauptstadt Saarbrücken aufgrund der Vielzahl von ihr unterzubringender Asylbewerber und Flüchtlinge zu entlasten, ein Kontingent von 260 bosnischen Flüchtlingen übernommen. Hiermit verbunden war die Unterbringung dieser Flüchtlinge in Liegenschaften des Landes und die Erbringung von Leistungen durch die Landesaufnahmestelle für Vertriebene und Flüchtlinge. Mit der Begründung der Abschreckung wurden den Flüchtlingen entgegen dem eindeutigen Wortlaut des AsylbLG primär Sachleistungen und daneben ein Taschengeld gewährt. Es handelte sich hierbei um Personen, die in der Langführstraße 79 in Saarbrücken untergebracht waren. Dieser Personenkreis trat aus Protest gegen diese Maßnahme in einen Streik und verweigerte die Annahme von Lebensmittelpaketen.

Die Flüchtlinge machten geltend, daß sie durch die Verfahrensweise des Landes in ihrem Selbstbe-

stimmungsrecht verletzt werden, frei zu entscheiden, wie sie sich versorgen und insbesondere, welche Mahlzeiten sie zubereiten wollen. Sowohl das VG des Saarlandes wie auch das OVG des Saarlandes folgten dieser Auffassung. (3)

Bereits ab Anfang Februar 1993 sollte auf Initiative des Ministerpräsidenten im Saarland die Auszahlung von Sozialhilfe an Asylbewerber in bar generell eingestellt werden. Ab diesem Zeitpunkt sollte jedem Asylbewerber weiterhin ein Taschengeld ausgezahlt werden. Im übrigen aber sollte die Sozialhilfe über ein sog. „Kontenblattverfahren“ erbracht werden. Für jeden einzelnen Asylbewerber bzw. für das Oberhaupt einer Familie sollte ein Kontenblatt mit Lichtbild erstellt werden. Der Asylbewerber sollte ein Geschäft bestimmen, in dem er mit dem Kontenblatt seinen Bedarf abdecken will. Der Einkauf in anderen Geschäften über das Kontenblatt wäre sodann nicht mehr möglich gewesen. Frühestens nach einem Monat hätte der Asylbewerber das zu wählende Geschäft neu bestimmen können.

Diese Verfahrensweise ist nicht zuletzt am Widerstand der Sozialämter gescheitert, die einen nicht mehr zu bewältigenden Mehraufwand an Arbeit gegen die Einführung des neuen Verfahrens ins Feld führten. Auch war zu vernehmen, daß für das Kontenblattverfahren in Frage kommende Läden und Kaufhausketten wegen der organisatorischen und personellen Mehraufwendungen nicht bereit gewesen wären, bei dem Verfahren mitzuwirken.

Die geplante Verfahrensweise hätte im übrigen ganz eindeutig gegen den obersten Grundsatz des Grundgesetzes verstoßen, wonach die Würde des Menschen unantastbar ist. Mit dem Kontenblatt- und ähnlichen Verfahren erfolgt eine Stigmatisierung und Degradierung des Einzelnen zum Objekt staatlichen Handelns. Vor diesem Hintergrund wurde von seiten der karitativen Verbände darauf hingewiesen, daß das Kontenblatt die Funktion eines „Judensterns“ einnehme.

Begründet wurde die geplante Einführung des Kontenblattverfahrens mit der Bekämpfung der Leistungskriminalität. Mit der Einführung der geplanten Maßnahme wären alle Asylbewerber in

der Öffentlichkeit als potentielle Kriminelle abgestempelt worden, was gegen den rechtlichen Grundsatz der Verhältnismäßigkeit verstoßen hätte.

Auch im Jahre 1994 wurden im Saarland in rechtswidriger Weise nur Lebensmittelpakete und Taschengeldzahlungen an Personen ausgegeben, die sich bereits länger als ein Jahr im Asylverfahren befanden und die sich in der Landesaufnahmestelle für Flüchtlinge und Vertriebene aufhielten. Auch insofern mußte die Verwaltungsgerichtsbarkeit in Anspruch genommen werden, um für Abhilfe zu sorgen. (4)

Das „Ausländerleistungsgesetz“

Vergleichbare Verhaltensweisen der Behörden sind bundeseinheitlich festzustellen. Kaum war das AsylbLG in Kraft, wurde – mit Ausnahme von Hessen – die Forderung nach einem noch schärferen Gesetz erhoben, wobei es zunächst darum ging, (Bürgerkriegs-)Flüchtlingen primär Sachmittel zu gewähren. Außerdem wurde gefordert, Bürgerkriegsflüchtlinge generell einer erkennungsdienstlichen Behandlung zu unterziehen, was den Bundesbeauftragten für Datenschutz, Joachim Jacob, zu der Äußerung veranlaßte, es sei schwerlich zu vereinbaren, wenn der Staat einerseits Menschen in Not aufnehme, um ihnen zu helfen und sie andererseits wie Straftäter „total“ erfasse. (5)

Mittlerweile liegt ein entsprechender Gesetzesentwurf vor, nämlich der „Entwurf eines Gesetzes zur Neuregelung von Leistungen an Ausländer bei vorübergehendem Aufenthalt in der BR Deutschland“ (Stand 6.2.1995).

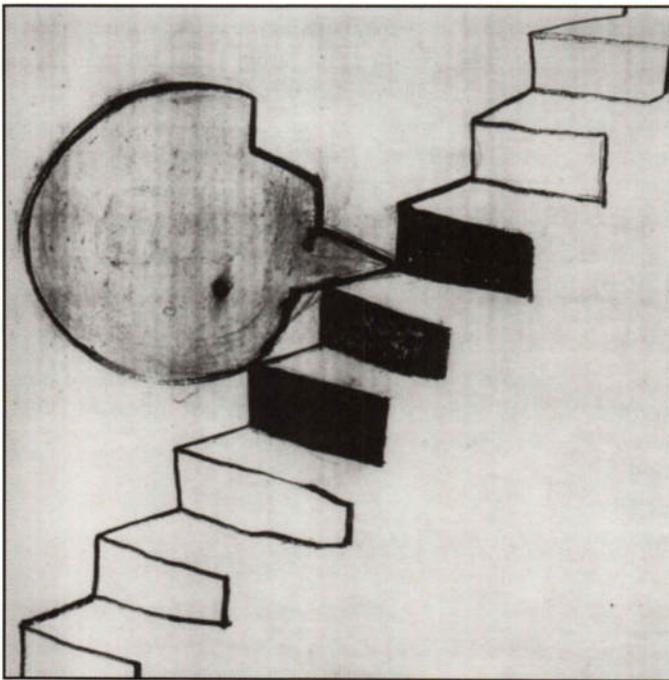
Verantwortlich zeichnet das Bundesministerium für Gesundheit. Wie der Titel des Gesetzesentwurfs bereits zum Ausdruck bringt, sollen von dem Gesetzesvorhaben nunmehr nicht nur Asylbewerber und vergleichbare Personengruppen, sondern „Ausländer“ erfaßt werden. So sieht der Entwurf als Bezieher von Leistungen neben Bürgerkriegsflüchtlingen auch solche Personen vor, die eine Duldung besitzen, also aufgrund

diverser Gründe nicht abschiebbar sind (s. o.) und ebenso Personen, die im Besitze einer Aufenthaltsbefugnis nach § 32 AuslG sind.

Hierbei handelt es sich um Angehörige bestimmter Staaten, denen von seiten der Innenministerkonferenz aus völkerrechtlichen bzw. humanitären Gründen bzw. zur Wahrung politischer Interessen der BR Deutschland eine Aufenthaltsbefugnis erteilt wurde. Bisher sind in den Genuß solcher Regelungen gelangt, Asylbewerber aus dem Iran, Irak, Äthiopien, Libanon, Sri Lanka und Afghanistan, die vor dem 31.12.1988 in die BRD eingereist sind und deren Asylverfahren erfolglos blieb bzw. zurückgenommen wurde, um so zu einer Entlastung der Verwaltungsgerichtsbarkeit zu führen. Weiterhin in den Genuß einer solchen Aufenthalts-

den mußte. Begünstigt von diesen Regelungen waren Personen, bei denen bis auf längerfristige Obdachlosigkeit, Sozial- und Jugendhilfebezug kein weiterer Ausweisungsgrund vorlag, insbesondere keine Verurteilung wegen einer vorsätzlichen Straftat.

Den potentiellen Betroffenen steht mit einer Aufenthaltsbefugnis ein rechtmäßiger Aufenthalt zur Seite. Eine uneingeschränkte Arbeiterlaubnis steht ihnen aber erst nach sechsjährigem ununterbrochenen Aufenthalt in der BRD zu. Bis dahin sollen sie auf den Bezug von Sachleistungen gesetzt werden. § 2 des AsylbLG, wonach nach Ablauf eines Jahres und bei bestimmten sonstigen Voraussetzungen eine entsprechende Behandlung nach dem BSHG erfolgt, soll nicht mehr gelten.



befugnis gelangten Personen aus Afghanistan, China, Irak, Iran, Laos, Libyen und Burma, die vor dem 1.1.1991 einen Asylantrag stellten und bei denen das Asylverfahren am 1.6.1993 noch nicht durch eine Entscheidung des Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge oder eines Verwaltungsgerichts bestandskräftig abgeschlossen wurde, wobei der Asylantrag bis zu einem bestimmten Stichtag zurückgenommen wer-

Ausweislich der Begründung des Gesetzesentwurfes sollen in Zukunft schätzungsweise 600 000 Personen als Bezieher von Sachleistungen in Betracht kommen, statt bisher ca. 90 000 Personen.

Als Begründung für das geplante Gesetz wird angegeben, daß es sich bei dem Adressatenkreis der Bezieher von Leistungen um solche Personen handele, deren Aufenthalt in der BRD grundsätzlich nur von vorübergehender Natur sei. Desweiteren wird die Erforderlichkeit des Gesetzes mit der finanziellen Lage der Kommunen begründet.

Beide Argumente sind nicht zutreffend!

Angesichts der weiterhin langandauernden Verfahren von Asylbewerbern und angesichts der ebenfalls bereits seit Jahren andauernden Konflikte in Bosnien-Herzegowina, kann bei den Angehörigen dieser beiden Gruppen nicht nur von einem vorübergehenden Aufenthalt in der BRD gesprochen werden. Gleiches gilt für diejenigen, die sich bereits seit Jahren aufgrund einer Aufenthaltsbefugnis nach § 32 AuslG in der BRD aufhalten und bei denen man damit von einer Verfestigung des Aufenthaltes ausgehen kann. Bemerkenswerterweise ist die

Zahl der Angehörigen dieser Gruppe im Gesetzesentwurf auch nicht beziffert, weshalb auch schon die Vermutung geäußert wurde, daß mindestens 1 Million Menschen von dem Gesetzesentwurf aus dem Hause Seehofer betroffen sein wird, zumal der Titel „Ausländerleistungsgesetz“ noch weitere Möglichkeiten offen läßt.

Von einer Kostenersparnis durch die Verabreichung von Sachleistungen kann ebenfalls keine Rede sein. Ganz im Gegenteil! Aufgrund der bisher gemachten Erfahrungswerte mit der Ausgabe von Sachleistungen ist als erwiesen anzusehen, daß sich die Kosten verdoppelt haben! (6)

Zudem enthält § 16 des Gesetzesentwurfs die Verpflichtung, eine jährliche Bundesstatistik durchzuführen, wobei die Bestandszahlen vierteljährlich fortzuschreiben sind. Bei dieser Regelung handelt es sich um die umfangreichste des gesamten Entwurfs. Eine Vielzahl von Daten ist in die Statistik einzubringen. Bis zu 47 Erhebungsmerkmale zur Erstellung der Statistik sind in der Vorschrift enthalten. So kommt auch die Begründung zum Entwurf nicht umhin, auszuführen, der durch die notwendigen Umstellungen entstehende Mehraufwand lasse sich z. Zt. nur schwer abschätzen. Insoweit sei auch eine Kostenschätzung nicht möglich!

Insgesamt darf aber davon ausgegangen werden, daß der angeblich einer Kostenreduzierung dienende Gesetzesentwurf in sein Gegenteil verkehrt wird. So fällt auch auf, daß die sonstigen gegebenen Argumente für eine Kostenreduzierung rein spekulativer Natur sind.

Was bleibt ist eine Politik der Abschreckung, die in den letzten Jahren im Bereich des Asyl- und Ausländerrechts so oft propagiert wurde, angesichts des weltweit herrschenden Elends jedoch überhaupt nicht funktionieren kann. Die Politiker müssen zur Kenntnis nehmen, daß Probleme nicht dadurch gelöst werden, daß man sie negiert, indem z. B. die Fiktion ausgegeben wird, die BRD sei kein Einwanderungsland.

Sinn und Zweck des geplanten Ausländerleistungsgesetzes ist der vergebliche Versuch, abzu-

schrecken. Im Verlaufe der letzten Jahre hat es bereits eine Vielzahl entsprechender Versuche gegeben, ohne daß sie Wirkung gezeigt hätten. Hierbei ist zu denken an die Unterbringung von Asylbewerbern in Gemeinschaftsunterkünften, ebenso wie an das Verbot für Asylbewerber, erwerbstätig zu sein. Gleichzeitig wurde von Asylbewerbern verlangt, daß sie gemeinnützige Arbeit im Rahmen des BSHG für 2,- DM die Stunde leisten. Dies hat zum Vorwurf der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) geführt, daß in der BRD von Asylbewerbern die Ableistung von Zwangsarbeit gefordert werde! (Auch der Entwurf des Ausländergesetzes enthält Regelungen hinsichtlich der Verpflichtung zur Durchführung von Arbeiten bei staatlichen, kommunalen bzw. gemeinnützigen Trägern).

Insgesamt drängt sich der Eindruck auf, daß das geplante Gesetz nicht in der Lage sein wird, Probleme zu lösen, sondern weitere schaffen wird, wie dies bereits in den letzten Jahren bei allen Änderungen des Asyl- bzw. Ausländerrechts der Fall war. Es bleibt auch abzuwarten, was die Gerichtsbarkeit zu dem Gesetz sagen wird. Die grundsätzliche Entscheidung, einer Vielzahl von Personen über Jahre hinweg nur Sachleistungen und ein Taschengeld zur Verfügung zu stellen, verstößt nach meiner Auffassung gegen den Grundsatz der Unantastbarkeit der menschlichen Würde. Das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen wird in eklatanter Weise verletzt.

(1) Saarbrücker Zeitung vom 23.3.1995 u. 28.3.1995.

(2) Zur Unterscheidung der Begrifflichkeiten „Asylberechtigter“ bzw. „politischer Flüchtling“ vgl. Bernhard Dahm, „Politische Flüchtlinge – Zwischen Statistik und Wirklichkeit“, Saarbrücker Hefte Nr. 73.

(3) VG des Saarlandes, Beschluß vom 27.7.1994 – 4 F 108/94 u. OVG des Saarlandes, Beschluß vom 19.8.1994 – 8 W 73/94.

(4) VG des Saarlandes, Beschluß vom 14.10.1994 – 4 F 154/94

(5) Frankfurter Rundschau vom 4.6.1994.

(6) Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege e. V., Stellungnahme zu den Erfahrungen mit dem Asylbewerberleistungsgesetz, Februar 1995.

Kultur auf nüchternen Magen

Von Bernd Hoffmann

Sanfte Klänge ... vielleicht Tschaikowskij ... vielleicht ... ist ja auch egal ... Neben mir leises Stöhnen, meine Frau steht ganz langsam auf, die Tochter muß in die Schule ... oh nein ... langsam dämmert es, halb sieben, das übliche Morgengrauen will einsetzen, aber ... die Geigen wogen im piano, langsam steigt aus den Celli eine sanfte Melodie ... nochmal auf die andere Seite drehen ... nur noch zehn Minuten ... die Musik scheint zu versinken.



Es ist nur eine kurze Phrase, dann teilt eine geschult freundliche Stimme mit, daß ich hier der musikalischen Genüsse von SR2 KULTURRADIO teilhaftig werden darf ... „Gut zu hören ... Stimmt! ...“

Da hilft alles nichts, das war jetzt der notwendige Tritt: Aufstehen!

Unter die Dusche ... endlich bekomme ich die Augen auf ... das Plätschern des Duschwassers vermengt sich aufs angenehmste mit der gerade erklingenden Barockmusik ... abtrocknen ... ankleiden während der Nachrichten ... der Krieg in Bosnien wie üblich an erster Stelle ... am besten gar nicht so genau hinhören. Das Wetter: Weghören!!!

Nach den Nachrichten der 1027ste Kommentar zum Bosnienkrieg. Der Kommentator hat ein paar gute Vorschläge für die Bonner Regierung, die Oppositionsparteien, die Europäer, die Russen, die Amerikaner, die UNO ...

Glücklicherweise setzt wieder die Musik ein, ein Stück Mainstream Jazz, gerade die richtige, sanfte, aber bestimmte Aufforderung, mit dem Wachwerden fortzufahren. Also zum Frühstück,



Ein Stückchen von Papa Haydn beruhigt die angespannten Nerven wieder, ein Folkstück setzt die Einlullung fort. Welch ein Glück, daß auch nicht laufend ein hyperfröhlicher Moderator die Zeit herausschreit. Wie lange kann ich mich noch vor dem Aufbruch zur Arbeit drücken. Die Gedanken beginnen wieder zu treiben.

Immerhin ist diese Sendung – die MORGENMUSIK – der Programmreform des SR2 nicht zum Opfer gefallen. Obwohl ich mir vorstellen könnte, daß gerade sie dem Wellenchef Koch ein Dorn im Auge ist. Bei der Einführung der neuen Programmstruktur hat er die Prinzipien für das Programm ausführlich erläutert. Danach muß ein Programm eine überaus deutlich erkennbare „Programmfarbe“ haben, d. h. ein Hörer, der zu einem beliebigen Zeitpunkt einschaltet, muß sofort wissen, das ist SR2 KULTURRADIO!!! Und die Musikfarbe ist natürlich Klassik („E“-Musik im Rundfunkjargon) – Kulturmenschen sind ernst, sie hören Klassik. Außerdem muß Kultur unbedingt etwas mit Formaten und Sparten zu tun haben, dies sind jedenfalls Kochs am häufigsten verwendete Begriffe. Leider sind die Kulturmenschen eine etwas zu kleine Hörergruppe. Also muß man auch anderen Hörergruppen, sogenannten „U“ – wie unterhaltsam – Musikkonsumenten die Möglichkeit geben, zu Kulturmenschen aufzusteigen. Allzu schwer darf der Aufstieg jedoch nicht sein. Also lockt man diese Popper, Rocker, Blasmusik-Fans mit

den „größten Hits der Klassik“, das muß doch einfach ziehen! Außerdem sollen die Hörer sich nicht schämen, die klassischen Topacts sozusagen 'en passant' zu goutieren.

Diese Bemühungen sind für mich viel verständlicher geworden, seit ich Neues über die verschiedenen Spezies von Kulturmenschen aus der Sicht des Intendanten des Saarländischen Rundfunks, Manfred Buchwald, erfahren habe. Ein wesentlicher Grund zur Aufkündigung der Zusammenarbeit mit dem Hessischen Rundfunk sei eine andere Auffassung von Kultur gewesen. Während in Frankfurt ein elitärer Kulturanspruch vertreten sei, treffe ein solcher im eher „ländlich geprägten“ Saarland auf weniger Gegenliebe. Der weite Ausblick, den der Halberg bietet, offenbart: Saarländer mögen's eben eher provinziell. So kurz ist also der Weg vom Herzen Europas (Europawelle Saar) zum A... der Welt.



Die Morgenmusikmacher sitzen aber – Gott sei Dank – zwischen allen Stühlen, bringen sie doch noch immer beträchtliche Anteile von anderen Musikstilen in das Programm ein.

Die Moderatorin heute morgen hält sich angenehm zurück, nur wenige Kommentare – kaum daß man die Angaben zu den gespielten Stücken bemerkt. Eine wirklich angenehme Begleitscheinung des Kulturformats ist es, daß sich die Moderatoren eines eher gedämpften Tones bedienen. Jedoch keine Regel ohne Ausnahme: Da gibt es diesen Redakteur, der früher das saarländische Gärtche beackerte, heute fährt er mit dem 1500 PS Mähdrescher und den entsprechenden Begleitgeräuschen durch die ganze Welt.

Aha, und jetzt ein Indiz für die heimliche Angst der Programmverantwortlichen (gibt es bei den Öffentlich-Rechtlichen eigentlich Verantwortliche? – im Zweifelsfall ist ja doch der Zuhörer verantwortlich – warum ist er auch so blöd das Radio einzuschalten!). Eine Zuhörerin – Lehrerin – darf verkünden, warum sie das neue Programm so liebt. Sie gehört natürlich zu den Kulturmenschen, darum liebt sie die klassischen Konzerte.

Neulich hat unser saarländischer Großschriftsteller L. H. an gleicher Stelle verkündet, SR2 KULTURRADIO sei ihm eine echte saarländische Freude. Wellenchef Koch liebt ihn wahrscheinlich eher, *legro vivace*.



Das war das Zeichen, ich muß mich von der Kaffeetasse losreißen. Auf geht's zum Bus, zur Arbeit. Im Bus setze ich mich hin und schlage die *Saarbrücker Zeitung* auf. Hm ... säuferfreie Zonen auf dem St. Johanner Markt ... vielleicht hat Buchwald ja doch nicht so unrecht mit seiner Einschätzung der saarländischen Mentalität. Schnell blättere ich weiter und lese zur Erheiterung ein paar Todesanzeigen. Memento mori ... bin ich vielleicht auf dem Weg zu einem Kulturmenschen? Ich nehme mir fest vor, den Anfängen zu wehren und mich heute abend ohne jeden Ernst durch von den Konzerten im Kulturradio nur unterhalten zu lassen.

Hoppla, ich werde Kunstscharfrichter

Von Helge Dawo

Der Hund, der da bellt, ist keine Heuschrecke.
Das ist das Quietschen eines Karrens.
(Yoga für Yahoos)

„Vater“, sagte ich, sprang hoch wie ein Gummiball, überschlug mich und klatschte in die Hände, „bitte sieh von Zuwendungen für mich ab. Mein ehrgeiziges Ziel ist, Scharfrichter der freien Künste von Katzenjammer zu werden, und ich ersuche dich hiermit, den nächsten Schneesturm abzuwarten und mich ohne Schuhe vor die Tür zu setzen.“

In Katzenjammer, einem Kurstädtchen für Überempfindliche, war es nämlich ein alter und vom Papst abgesegneter Brauch, daß Kunstscharfrichter nur werden durfte, wessen Zehen, per großer Kälteeinwirkung, eingebüßt worden waren. Es war ein Ehrenamt. Man hackte sich ganze Füße ab, um die Robe der Scharfrichterwürde einmal tragen zu dürfen.

Aber hart wie die Bedingungen waren – und die Katzenjammerer Akademie für angewandtes Kunststrafrecht kannte keine Günstlingswirtschaft oder Sonderbehandlung für Südkalifornier oder andere, die sich durch Schneearmut benachteiligt fühlten –, kann man sich leicht vorstellen, wie unser Idyll von einem Kurstädtchen von Knaben, die sich selbst mordeten, nur so wimmelte. Um menschenwürdigere Bedingungen bei der Hinmetzelung durch eigene Hand herauszuschinden, formierten sie sich zu dem größten Trauermarsch des Jahrhunderts, der vom Schwanz Katzenjammers bis hinein in die Barthärchen reichte. Sie führten Äxte mit sich und hieben sie sich in den Kopf, Heckenscheren und schnitten sich in der Mitte durch, Bibliotheksleitern, die ganz wackeligen, auf welche sie stiegen, um sich den Hals zu brechen, Schienen, um sich daraufzuwerfen, sobald ein Eilzug beladen mit überempfindlichen Kurgästen in den Fin de siècle Bahnhof von Katzenjammer einlief.

Da es aber ein unverrückbarer Grundsatz der Stadtverwaltung war, sich von Suiziden nicht erpressen zu lassen, beschlossen diese, zu emigrieren und auf einem jungfräulichen Kontinent von vorne anzufangen. Das Wahrzeichen der neuen

Welt, eine allegorisch den Freitod vorstellende Holzpuppe, die ziemlich kolossal werden und deren Nase die Funktion eines Sprungbretts haben sollte, war schon entworfen, als der Plan schließlich doch noch an den Umständen scheiterte.

Katzenjammer war nämlich von einem ganz unvernünftig unübersteigbaren Gebirgsmassiv umgeben, das – was das Klettern erschwerte – weich war wie Eischnee; lag im Zentrum eines Ozeans, den Schlachtkreuzer und Haifische unpassierbar machten; und grenzte an eine sich von Horizont zu Horizont erstreckende Salzwüste, die – da unter Naturschutz stehend – nicht betreten werden durfte.

Ich war also gerade Scharfrichter der freien Künste in dem ausbruchsichersten Kurstädtchen überhaupt geworden, als die dumme Sache mit meinem Vater passierte. Seine Selbstmordabsicht lag der Kommission für literarische Eigenmächtigkeiten durchaus fristgerecht vor und ich selbst wurde zu deren Beurteilung hinzugezogen, wenn auch nicht sofort. In Katzenjammer war es nämlich verboten, einem Würdenträger mehr als eine dumme Frage pro Lebensspanne zu stellen, und in der Regel beratschlagte man lange, denn bei dieser feierlichen Gelegenheit eine andere als die wirklich dümmste Frage zu stellen, galt als schreckliche Blamage.

Am Montag gab ich grünes Licht, drückte dem Eilboten eine Ampel in die Hand und hieß ihn, das Ding in den Vorgarten meines Vaters zu stellen. Das war die längste Ansprache meiner Amtsperiode. Rechtschaffen müde, warf ich mich daher in meinen Prachtfauteuil, legte die Füße auf den Tisch und las in der Zeitung, wie sich alles abgepielt hatte.

Der Untersuchungsbeamte – hieß es da – war ein immens kluger Mann. Er leide – erfuhr ich desweiteren – an Zehennagelschwund, sei aber nichtsdestotrotz ein ausgezeichnete Rettungsschwimmer. Seinem Töchterchen (der liebevollen Mayflower) seien drei ihrer vierundzwanzig Teddybären ganz besonders ans Herz gewachsen, Sonne, Mond und Sterne benannt, was sich als pädagogisch äußerst raffiniert erweise, weil sie

sich (die kleine Mayflower) auf diese Weise die Namen der wichtigsten Himmelskörper schon in jungen Jahren leicht einprägen könne.

Was das Schicksal meines Vaters betraf, so schien das Privatleben des Polizisten folgendes anzudeuten. Am vergangenen Montag, nachdem ihm irgendein Witzbold eine Ampel in seinen Vorgarten hineinplaziert hatte, täuschte er Hausfriedensbruch und gewaltsames Eindringen in seine eigene, festungsartig gesicherte Villa vor; erledigte die Wachhunde, ein homosexuelles Dobermannpärchen, mit Plastiksprengstoff und entleibte sich, per Heckenschere, auf schmerzhaft Weise selbst.

Da der Ehrwürdige sein Leben nicht sofort aushauchte, massakrierte er, en passant, sein Ehegespons – einen Kerl, der, besoffen, auf einer Ampel hockte, die auf grün stand – sowie die 46 Gäste eines Kindergeburtstags, samt Zauberer und Clown – und arrangierte es (letzte Feinheit seines Planes) so, daß es aussehen mußte, als hätte er seine Safes (auch den mit unserem Familienwappen auf der Vordertür, also der Heckenschere in der Hand eines Schwachsinnigen) gewaltsam erbrochen.

Die Öffentlichkeit war durch die Abgründigkeit einer solchen Seelenlage beeindruckt.

„Eine Mystifikation!“ sagte der Metzger und hieb in einen Ochsen.

„Ein Rätsel!“ befand der Bibelverkäufer und gewann das Herz einer Achtundsiebzigjährigen, die Bibelverkäufern einfach nicht widerstehen konnte.

„Ein Verbrechen von immenser Wucht!“ diktierte der Untersuchungsbeamte den Kadetten der höheren Polizistenschule und wartete, bis diese ihre Hefte aufgeschlagen und ihre Bleistifte gespitzt hatten. Es waren langsame Kadetten. Derweil fand der Fall seine Lösung.

Und zwar dank eines Professors für Heraldik, der über jeden beliebigen Gegenstand der Wappenkunde immens lange und interessante Vorträge halten konnte – und des Clowns, auf dessen Nase

ich (sehr unvorsichtig) einen Daumenabdruck hinterlassen hatte.

Der Schauprozeß wurde mir in einem Fußballstadion gemacht. Schon allein, um die Heckenschere zu sehen, kamen Tausende.

Geradezu religiös wurde die Verehrung der Tatwaffe aber erst, als sich ein Knabe von der Art, die die Heilige Schrift eine glückliche nennt, den Damaszenerstahl mit dem Bein seiner Mutter verwechselnd, ein Füßchen amputierte, also Schaden nahm und – was der Papst sofort für ein Wunder erklärte – anschließend tatsächlich klüger wurde.

Aus allen Himmelsrichtungen kamen die Sonderzüge, die in den Fin de siècle Bahnhof von Katzenjammer einliefen. Die Waggons quollen über von tugendhaften und überaus ehrgeizigen Matronen, die ihre leseschwachen Bälger in ausbruchssicheren Käfigen mit sich führten. Da sie sich – bloß um ihrem Söhnchen mit dem sakralen Gegenstand irgendetwas abzuzwacken – ausnahmslos bereitfanden, aber auch den allerschmutzigsten Anträgen nachzugeben, wurde die Katzenjammerer Moral (vorher intakt!) gefährlich untergraben.

„Aber“, rief da das Volk der Katzenjammerer in der Absicht, mir aus dieser kleinen Ungereimtheit einen Strick zu drehen – „aber“, rief es und deutete auf die Stelle, wo dieser hätte stehen sollen, „wir haben doch gar keinen Fin de siècle Bahnhof!“

So endet auch diese (wie alle besten Geschichten) abrupt. Die Einrichtung des Raumes bestand aus einem Schafott, links und rechts einem läutenden Telephon, mit dessen Hilfe der Gouverneur meine Begnadigung in letzter Sekunde bekanntgeben würde. Kurz vor dem Beilschlag hielt der Henker inne.

„Dein letzter Wunsch?“

„Geh nicht ans Telephon“, sagte ich, „es wäre doch schade, wenn uns jetzt noch etwas dazwischen käme.“

Lyrik und Prosa im deutsch-französischen Kulturgrenzgebiet

Alain Lance: *Und wünschte kein Ende dem Umweg. Gedichte in französisch und deutsch.* Edition Karlsberg, Homburg 1994, 181 S.

Zwölf Beziehungen. Eine lothringische Anthologie. zweisprachige Ausgabe, hrsg. von Alain Lance. Edition Karlsberg, Homburg 1994, und Éditions Serpenoise, Metz, 286 S.

Wer sich im deutsch-französischen Kulturgrenzgebiet etwas auskennt, der kennt gewiß den Namen Alain Lance. Der gelernte Germanist, der lange Jahre das Institut Français in Frankfurt am Main geleitet hat, bevor er ans Saarbrücker Institut berufen wurde, hat sich in dieser Szene als außerordentlich umsichtiger, belesener, mit den Eigenheiten beider Kulturen bestens vertrauter Vermittler bewährt. Weniger bekannt ist auf der deutschen Seite, daß Alain Lance in Frankreich auch als Übersetzer deutscher Gegenwartsliteratur einen hervorragenden Ruf genießt. Daß Christa Wolfs *Kassandra* zum Beispiel und Volker Brauns vertrackter *Hinze-Kunze-Roman* in Frankreich nicht nur interessiert zur Kenntnis genommen, sondern zum Teil auch begeistert gelesen wurden, ist nicht zuletzt der Übertragungskunst von Alain Lance zu verdanken. Noch weniger bekannt ist freilich, daß in dem Übersetzer und Kulturvermittler auch ein achtenswerter Lyriker steckt.

Das liegt nicht nur an den Hindernissen bei der kulturellen Grenzüberschreitung. In Frank-

reich selbst nimmt die Literaturkritik von Gegenwartslyrik kaum jemals Notiz; zwar stehen Baudelaire, Rimbaud, Mallarmé, Eluard und andere Meister der Vergangenheit in allerhöchstem Ansehen, die Gegenwartslyrik jedoch findet weitgehend unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Manchen Lyrikern ist das gar nicht unrecht, sie sehen in der Nichtbeachtung einen Gewinn an Autonomie, da sie sich, wenn sie mit ihren sicher nicht zahlreichen Lesern in Verbindung treten wollen, sich um Markt und Medien gar nicht erst kümmern müssen.

In dem Augenblick nun, in dem Alain Lance sich aus Saarbrücken und aus der Bundesrepublik verabschiedet, um in Paris die Leitung des „Maison des Écrivains“, des Schriftstellerhauses, zu übernehmen, kommt, wie eine Abschiedsgabe, in der Edition Karlsberg in zweisprachiger Ausgabe ein Band mit gesammelten Gedichten heraus: *Und wünschte kein Ende dem Umweg* ist der Titel des mit Zeichnungen von Reinhard Büttner illustrierten und mit einem Nachwort von Karl-Heinz Götzte versehenen schön aufgemachten Buchs. Als Auswahlband kann das Buch selbstverständlich nur einen knapp gehaltenen Querschnitt der lyrischen Produktion von Alain Lance aus einem Zeitraum von fast dreißig Jahren vorstellen. Der Querschnitt erlaubt es freilich auch, die variationsfähige und zugleich identifizierbare Handschrift des Poeten Lance deutlich zu erkennen. Man kann

sie aber nicht einfach einer bestimmten Sparte zuordnen, der Naturlyrik etwa oder der politischen Poesie. Die Gedichte und Prosapoeme ignorieren solche Abgrenzungen, doch sie beachten umso genauer die Regeln der von ihnen selbst gesetzten Form. Es kann in ihnen in einem Atemzug von der Befreiung Frankreichs 1944 und von dem Geräusch auffliegender Vögel die Rede sein, ohne daß die Einheit des Gedichts gesprengt wird. Lance gelingen solche Drahtseilakte, weil er die Bedeutung der Wörter, die er gebraucht, in ein sorgfältig austariertes Spannungsverhältnis mit der Logik seiner Metaphern bringt. Er ist ein äußerst sprachbewußter Poet, der mit Bildern sehr sparsam umgeht und die Aufmerksamkeit der Leser deshalb umso stärker auf die Grenzregionen zwischen wörtlicher und bildlicher Bedeutung lenkt.

Gedichte sind bekanntlich außerordentlich schwer zu übersetzen, weil sie nicht wie Prosapassagen durch einen Kontext Hilfestellung geben, aus dem heraus sich Wortbedeutungen erschließen lassen. Gedichtübersetzer arbeiten vor allem auf eigenes Risiko, der Originaltext enthält nur sehr begrenzt Anweisungen, wie zu übersetzen sei. Im Fall dieses zweisprachigen Bandes ist es allerdings besonders reizvoll zu verfolgen, auf welcher unterschiedlichen Weise die neun verschiedenen Übersetzer mit dieser Aufgabe zu Rande kommen. Unter ihnen sind nicht nur ausgewiesene

professionelle Übersetzer wie Eugen Helmlé und Simon Werle, sondern auch die Prosaschriftsteller und Poeten Fritz Rudolf Fries, Ludwig Harig und Volker Braun. Gerade Volker Braun nimmt sich oft größere Freiheiten gegenüber dem Wortlaut des Originals heraus, ohne jedoch der Versuchung zu erliegen, das anzufertigen, was man früher „Nachdichtungen“ genannt hat; er rekonstruiert vielmehr mit den Mitteln, die dem Lyriker Braun zu Gebote stehen, das, was er als Melodie und Gedankenbewegung des Originals erfaßt hat. Bei dieser Rekonstruktion gerät auch einmal ein Brechtzitat, das nicht im Original steht, in den Vers, doch weil Leser jederzeit die Möglichkeit haben, die Übertragung mit dem danebenstehenden Originaltext zu vergleichen, werden sie nicht betrogen, sondern um das Vergnügen am Vergleichen zweier Sprachformen und zweier Gedichte in einem einzigen bereichert. Unter den Übersetzereinfällen Volker Brauns verdient ein besonders glücklicher Erwähnung: für den französischen idiomatischen Ausdruck „langue de bois“, wörtlich: Holzsprache, der gewöhnlich in der Bedeutung von „Parteichinesisch“ verwendet wird, hat er das herrliche Wort „Kaderwelsch“ gebildet. Es sollte in die nächste Ausgabe des großen Wörterbuchs Sachs-Villatte aufgenommen werden.

Als Doppelledition der Homburger Edition Karlsberg und der Metzger Éditions Serpenoise hat Alain Lance gleichzeitig einen

zweisprachigen Sammelband herausgegeben mit dem Titel: *Zwölf Beziehungen. Eine lothringische Anthologie*. Der Band macht Leser diesseits der Grenze mit einer ganzen Reihe französischer Autoren, Prosaisisten wie Lyriker, bekannt, für deren Arbeit sich bisher kein deutschsprachiger Verlag interessiert hat: um nur die Namen Roger Bichelberger, Michel Caffier, Claude Collignon, Roger Munier, Anne Perry-Bouquet zu nennen. Das Kriterium, das die Zusammenstellung von Texten dieser Autoren bestimmte, ist, wie der Untertitel andeutet, Verbundenheit mit Lothringen. Die Mehrzahl dieser Schriftsteller, die mit Romanauszügen und Gedichten vertreten sind, lebt in den Départements Moselle und Meurthe-et-Moselle.

Der Band könnte als Skizze des gegenwärtigen literarischen Lothringen betrachtet werden, wenn der Herausgeber sich nicht dafür entschieden hätte, das Lothringische definitorisch auszuweiten. Es zählen nun auch Schriftsteller dazu, die zwar einmal in Lothringen geboren wurden, dieser Region aber seit langem den Rücken gekehrt und sich anderswo etabliert haben. Der in Deutschland durch mehrere Übersetzungen bekanntgewordene Jean Vautrin, der lange Zeit in Paris gelebt hat und nun im Südwesten Frankreichs wohnt, wird auf diese Weise lothringisiert, ebenso der vor kurzem verstorbene Henri Thomas und der in Frankreich als Lyriker und Erzähler hoch-

geschätzte Jacques Réda. Unter Anspielung auf das durch Maurice Barrès, auch ein Lothringer, einmal in Umlauf gebrachte Wort „Les déracinés“ – Die Entwurzelten –, könnte man sagen, diese lesenswerte Anthologie von Literatur aus Lothringen macht einige französische Schriftsteller zu lothringer „réracinés“, zu Wiederverwurzelten.

Es leuchtet natürlich ein, daß es den beiden Verlagen nur recht gewesen ist, unter wenig bekannte Namen auch die einiger Zugpferde zu setzen. Nur ist damit etwas von der Zweideutigkeit in das Buch geraten, das manche Denkmäler und Gedenktafeln in kleinen Städten der Provinz umgibt: voll Stolz erinnert man die Besucher daran, daß der Ort diesen oder jenen berühmten Forscher oder Künstler hervorgebracht hat, und überläßt es dann der Phantasie der Betrachter, darüber nachzudenken, daß es ja auch Gründe gegeben haben muß, die den Betreffenden seinerzeit aus der hübschen Idylle seines Geburtsorts weggetrieben haben. Zeichen regionalen Stolzes sind meist auch Zeichen regionaler Niederlagen. Diesem Dilemma entgeht auch der literarische Regionalismus nicht.

Lothar Baier

Die Scheuer

*Hans Bernhard Schiff:
Odysseus auf dem Jahrmarkt.
Gollenstein-Verlag, Blieskastel
1995*

Das kann ich nicht. Wie soll ich Schiff rezensieren? Dauernd kommt er mir selbst in die Quere, die Erinnerung an ihn, wie er damals war, als er so alt war wie ich bald sein werde.

Das dunkle Haus in der Ottstraße. Seine Frau, damals noch schwerleibig, die gefangen war von der Pflege der Eltern. Als diese Pflege ihr Ende fand, bedurfte sie der Versorgung. Jetzt war der Mann der Pfleger in dem Haus. Schiff mit seiner grauen Strickjoppe. Der Hund, der ein bißchen müffelte. Papier, Papier. Und das bei fast jedem Besuch gleiche Bild, wie Schiff aus einem der ungezählten Manuskriptbündel, die immer in ein altes Exemplar der Verlautbarungsblätter des Schriftstellerverbandes eingeschlagen waren, eines auswählte und „Setzen Sie sich doch!“ sagte und anmerkte: „Da hab’ ich etwas!“ oder fragte „Kennen Sie das schon?“ und mir etwas vorlas. Zwischendurch kam die Frau mit Gebäck, solange sie konnte. Nein: ‘Manuskript’ ist falsch; es waren schreibmaschinenbeschriebene Blätter, Durchschlagpapier meistens, oft doppelseitig bedruckt (dann hatte er auf die Rückseite alter Geschichten neue geschrieben), Zusätze, Änderungen und Verbesserungen mit seiner ein bißchen steilen Lehrerhandschrift, die auf dem Titelblatt der Schriftstellerverbandszeitung, die jetzt Deckblatt der

Geschichte war, auch angab, was in diesem Faszikel enthalten sei. Ich seh’ ihn noch. Ich hör’ ihn noch. Ich mochte ihn. Ich mag ihn.

Und nun liegen diese Durchschlagpapiergeschichten aus dem überfüllten Arbeitszimmer in der Ottstraße vor mir als fein herausgeputztes Buch, das ich besprechen soll. Da könnte ich natürlich auf die Art schreiben „... angesiedelt irgendwo zwischen Hamsun oder seinem Nachahmer Waggerl einerseits und Saint-Exupéry oder Autoren der amerikanischen Short Story andererseits erweisen sich die Erzählungen des Odysseus-Bandes von Hans Bernhard Schiff als ein Kompendium moderner Erzählstile zwischen Existenzialismus und Literatur der Heimatkunst und lassen doch unverkennbar Schiffs ganz eigene unverwechselbare Diktion hören, deren Plauderton nie im voraus das Ziel verrät, das die Geschichte finden wird ...“. Und ein bißchen wahr wäre ein solcher Rezensentensatz. Aber er träfe das Buch nicht und nicht den alten Dichter und auch nicht mein Empfinden. Wenn ich den Geschichten, die er mir einmal vorgelesen hat, nun gedruckt begegne, und soll sie nach den Regeln der Kunst besprechen – das ist, als sollte ich von alten Freunden auf einmal Polizeiphotos machen.

Lieber mache ich Schnappschüsse. Von Sätzen z. B., die hängenbleiben, damals beim Manuskript und heute beim Buch. „Eine Stadt wie jede andre: immer bereit, sich ver-

kommen zu lassen.“ Das ist so ein Satz. Gesagt ist er von Algier. In Saarbrücken ist er auch wahr. Oder von der Erzählung „So wurde aus Morgen und Abend der erste Tag“, die ein Ausschnitt aus Hamsuns „Segen der Erde“ sein könnte oder aus Heinrich Waggerls „Brot“, und bei der ich gleiches Behagen empfand über der ausholend-breiten Beschreibung des Einfachsten, wie bei den genannten Autoren, und das gleiche diffuse Unbehagen: „Eigentlich dürftest Du Dich hierbei nicht wohlfühlen!“ – und fühle mich trotzdem geborgen in dieser Erzählung.

Jede angemessen knappe Rezension des Buchs wird dadurch so gut wie unmöglich, daß es äußerst verschiedene Texte aus der gesamten zweiten Hälfte des Lebens des jetzt achtzigjährigen Autors versammelt, die so unterschiedlich sind, daß ihnen keine gemeinsame Wertung oder Besprechung – wie auch immer – gerecht werden kann. Der Band ist eine Art ‘Summe’ des Erzählens von Hans Bernhard Schiff, die Scheuer, in die er einfährt, was er über vierzig Jahre geerntet hat. Und Autor und Buch dürfen den Anspruch erheben, daß sich Leserinnen und Leser ohne vorgängige Urteile auf sie einlassen.

Ich entsinne mich noch des Friedens, den ich empfand, wenn Schiff mir erzählte. Vielleicht empfinden Sie ihn auch, wenn Sie sich auf den Stuhl der oder des Zuhörenden setzen ...

Waltraud Schiffels

Als der Zwerg die Klinge prüfte

Werner Reinert: „Knaut“. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Ralph Schock. Illustrationen von Anne Melcher. Gollenstein-Verlag, Blieskastel 1995, 124 S. geb.

Zwei Bücher liegen auf meinem Schreibtisch. Beide haben den selben Titel und stammen vom selben Autor. Das eine ist alt, fleckig und zerfleddert. Die Seiten sind aus dem Leim gebrochen; der quadratische Kartonschlag in ehemals schlichtem Weiß bewahrt notdürftig Ordnung und Vollständigkeit.

Das andere ist ungefähr doppelt so dick, hat ein gängigeres Buchformat und ist frisch aus der Cellophanhülle gepellt. Es hat einen zweifarbigen Umschlag mit einer Schwarzweiß-Illustration von Anne Melcher und einem Nachwort von Ralph Schock noch 24 zusätzliche Seiten drauf.

Man könnte meinen: ein dünnes Lesevergnügen! Aber dieser Eindruck ist falsch!

Wenn man das Buch einmal gelesen hat, wird man es nicht mehr vergessen können. Ich habe den „Knaut“ zwei oder drei Mal gelesen. Aber ich habe unzählige Male darin geblättert und einzelne Episoden gelesen. Nur eine einzige Seite genügt, und schon fächert sich das ganze Buch wieder vor dem inneren Auge auf.

Manchmal genügt sogar ein einziger Satz. Zum Beispiel der allererste Satz: „Als der Zwerg die Klinge prüfte“. Ich bekom-

me bei diesem Satz eine Gänsehaut. Wie ist das zu erklären? Was ist an diesem Satz schon dran? Um ehrlich zu sein: Ich kann selber nur vage Erklärungsversuche anbieten. Das ging mir schon vor fast 20 Jahren so. Damals hatte mir Werner Reinert seinen „Knaut“ geschenkt. Ich blätterte nur aus Langeweile. Ich begann zu lesen und hatte das dünne Bändchen in der Hand und starrte auf die letzte Seite. Irgendetwas war passiert. Nichts besonderes natürlich. Ich hatte nur eben mal schnell das Buch gelesen. Die Begeisterung dieses Augenblicks hat mich nie mehr losgelassen.

Immer wenn ich mit Freunden über das Buch redete, spürte ich mein Unvermögen, meine Unfähigkeit, sie für etwas begeistern zu wollen, was nur durch eigenes Leseerleben möglich ist. Schließlich habe ich es aufgegeben. Mein ganzes Gerede war nur Zeitverschwendung. Wer läßt sich schon freiwillig für einen Zwerg begeistern, der irgendeine Klinge prüft.

Stattdessen habe ich das Buch sehr oft kopiert und an Freunde verschenkt. In den 70er und 80er Jahren war es beim Verlag vergriffen und auch im Buchhandel längst nicht mehr vorrätig. Ich hätte – statt hier eine Rezension zu schreiben – viel lieber den ganzen „Knaut“ in den SAARBRÜCKER HEFTEN abgedruckt. Leider ist das nun nicht mehr möglich. Oder besser gesagt: Dank des Gollenstein-Verlags ist das nicht nötig.

Ralph Schock schreibt in seinem Nachwort: „Eine Gattungsbezeichnung trägt Werner Reinerts Buch nicht – aus gutem Grund. Denn wie sollte man diese Sammlung von 55 höchst unterschiedlichen Texten – unterschiedlich nicht nur dem Umfang nach – auch nennen? Am ehesten vielleicht Sprechoder Lesestücke. Beziehungsweise Fragmente, doch bliebe damit die formale Strenge in der Abfolge der Texte ebenso unberücksichtigt wie die Varianz der Textsorten.“

Ich möchte ergänzen: Der Text ist möglicherweise ein experimenteller Roman. Der Text ist ein durchkomponiertes Gedicht, ohne ein Wort zuviel oder zuwenig. Der Text ist ein Filmdrehbuch mit harten Schnitten. Der Text reflektiert die psychologischen Brüche. Wahrnehmungen und Ängste nicht nur von Knaut selber sondern auch diejenigen seines Umfeldes mit geringstem sprachlichem Aufwand. Der Text entwickelt eine ganz eigene Struktur von Form und Inhalt. Und nicht zuletzt verbirgt sich natürlich ein Theaterstück hinter dem Text. Und ein Hörspiel und eine Oper sowieso und vielleicht sogar ein Video-Clip.

All das findet in diesem Text zueinander in einer beängstigend einfachen Sprache zwischen naivem Schulaufsatz und fachchinesischem Krankenbericht. Keine der elf Textsorten will für sich selber verstanden werden. Alle zusammen jedoch erzeugen in ihrer konsequenten

Abfolge eine sehr verständliche und ganz einfache Melodie.

Mich begeistert diese Melodie. Mich begeistert die geniale Form diese Buches. Mich ängstigt ein Zwerg, der eine Klinge prüft. Aber ich habe auch Verständnis dafür, daß der Leser oder die Leserin dieser Rezension ganz gerne wissen möchte, wovon das Buch eigentlich handelt. Der sorgfältig erarbeitete Klappentext, der schon in dem 63er Kiepenheuer & Witsch Bändchen abgedruckt ist, gibt auch auf dem neuen Gollenstein-Einband darüber Auskunft:

„Aus Berichten und Träumen, aus Kindheits-, Jugend- und Kriegserlebnissen, aus Schulaufsätzen und Fieberphantasien setzt Werner Reinert das Bild des sterbenden Soldaten Knaut zusammen. Und um diese Figur organisiert sich die Welt, in der er lebte. Reinert hat die geschlossene Erzählperspektive und die Chronologie aufgegeben. Knauts Leben erscheint nicht als organische Entwicklung, sondern ist in Bruchstücke zersprengt. Frühe Angsterfahrungen rücken mit Kriegserlebnissen zusammen. Bericht und Vision, Außen- und Innenschau wechseln, Figuren der realen Erfahrung kehren verwandelt im Alptraum zurück. Auch die Stilebenen wechseln dauernd. Da ist die unbeholfene Sprache des Kindes, das einen Aufsatz über seine Heimatstadt schreibt, da sind die monologisierenden Stimmen der Schwester, eines Kriegskameraden, eines Nachbarn, die sich über Knaut ihre

Gedanken machen, da ist der Bericht des Arztes, der den sterbenden Knaut behandelt, und die immer wiederkehrende Folge von erzählender Prosa, ekstatischer Sprache und Wortmontage. Das Ganze könnte man mit einem Mobile vergleichen, trüge der Text nicht eine so schwere Erfahrungslast. Es ist eines der bannendsten Bücher über Vorkriegszeit und Krieg.“

Das war 1963 schon so und das hat sich 50 Jahre nach Kriegsende nicht geändert. Gollenstein hat eines der wichtigsten Bücher der Nachkriegszeit wieder aufgelegt.

Lesen Sie das Buch und gönnen Sie sich ein kleines Stückchen saarländischer Weltliteratur. Spielen Sie den großstädtischen Flaneur und schlendern Sie mit dem Buch unterm Arm wie Knauts Vater, Richard, über die Rue, die dummerweise gerade zu einer Baustellenzone umgefußgängert wird, nach Norden zum Hauptbahnhof. Kaufen Sie in der Bahnhofsbuchhandlung nicht die SAARBRÜCKER HEFTE. Lesen Sie den „Knaut“. Auch wenn Sie gerade von der Arbeit kommen und nur Mittagspause haben. Auch Knauts Vater „trug nicht die ägyptische Straußenfeder. Nicht die Rüstung Götz von Berlichingens. Nicht das Schwarzhemd. Nicht das Braunhemd. Nicht des Domherrn würdigen Ornat. Er trug den taubengrauen Konfektionsanzug von Overbeck & Weller. Das apfelblütenfarbene Hemd von Korn. Die seidene Krawatte aus dem Sommerschlußverkauf. In seiner Rechten schwenkte er den Spa-

zierstock mit Silbergriff, Gummidorf und aufgenagelter Aluminiumplatte, die den Felsen Loreley bei St. Goar in der Abendsonne zeigte. Eine Uhr schlug siebenmal. Aus dem Mittelportal des Hauptbahnhofs trat eine Dame, einen Rehpinscher auf dem Arm. Ein Handschuh fiel ihr auf den Boden, Richard hob ihn auf und gab ihn der Dame zurück. Zwei Jahre später gebar sie ihm Knaut“.

Vielleicht gehen Sie dann zurück zur Baustelle in der Bahnhofstraße. Sie setzen sich auf eine der gemütlichen Bänke und lesen weiter. Je nach Tageszeit werden Sie möglicherweise erleben, wie der Tod in kindlicher Vorahnung am Mittagstisch gegessen haben könnte, während der Zwerg die Klinge für ein noch viel schrecklicheres Geschehen prüfte: „Willi zog er unter die Dampfwalze. Asphaltopfer. Zehn Jahre alte Nase eingestampft. Weißes Hirn in Teer gepreßt. Straßenarbeiter versuchten, den Körper abzuschälen. Sie schnitten, als es nicht gelang, den Asphalt in Streifen und warfen die Stücke in den Kindersarg.“

Willi war ein gleichaltriger Freund aus Kindertagen. Auch Unfälle kamen Anfang der 30er Jahre gelegentlich vor. Das Buch schließt die alltäglichen Ängste nicht aus, sondern bindet sie äußerst dicht und überzeugend in eine Kindheit ein, für die das Jahr 1933 wahrlich nicht nur ein Unfall war. „Was habt ihr gegen ihn?“ fragte Knaut. ‘Hat er euch verpetzt?’ ‘Der?’ schrie ein Quartaner.

Regionale/nationale Identität durch Schule?

‘Weißt du nicht, wer das ist?’
‘Na, der kleine Winkler.’ ‘Und sein Vater, he? Kommunist ist er. Das weiß jeder. Abgeordneter war er in Berlin. Und er sitzt. Und den Reichstag haben sie angesteckt. Was hat ein Kommunist in unserer Klasse zu suchen? Und was willst du überhaupt. Du bist ja erst in der Quinta.’“

Das Buch handelt weder von Willi noch von dem kleinen Winkler. Es handelt von Knaut, der einmal ein schwächerer Quintaner gewesen ist, „ein Weichling“, „ein Kerl, der keinen Schnaps soff“, einer, der „hinter der Gardine stand und Angst hatte“, der Aischylos, Shakespeare, Dante, Jean Paul und Nietzsche im Tornister hatte und im Krieg gestorben ist. „Möchte wissen, wie er zum EK gekommen ist. Vermutlich eine dieser Schiebungen. Lieb Kind beim Spieß.“

Werner Reinert war als Soldat in Rußland und Italien. Nach einer schweren Verwundung bei Monte Casino verbrachte er zwei Jahre im Lazarett. Den „Knaut“ schrieb er Ende der 50er Jahre. Sein „Held“ stirbt an Herz-Kreislaufversagen. „Trotz des operativen Eingriffs kommt es zu keiner Besserung im Befinden des Patienten.“

Werner Reinert ist 1987 in einem Berliner Krankenhaus nach einer Operation gestorben. Er hat mit dem „Knaut“ das Buch seiner Generation geschrieben.

Dirk Bubel

Rolf Wittenbrock, Gérard Michaux, Paul Dostert (Hgg.): Schule und Identitätsbildung in der Region Saar-Lor-Lux. Enseignement scolaire et formation d'identités collectives dans l'espace Saar-Lor-Lux. Ottweiler Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1994, 208 S.

Der vorliegende Sammelband geht auf eine zweitägige Fortbildungstagung zurück, die im März 1992 von den Geschichtslehrerverbänden des Saarlandes, Lothringens und Luxemburgs unter dem Thema „Schule und Identitätsbildung in der Grenzregion Saar-Lor-Lux. Funktionen des Geschichtsunterrichts im zwanzigsten Jahrhundert“ organisiert wurde.

Die Kurzfassungen der vier Beiträge in französischer und der sieben Beiträge in deutscher Sprache am Ende des Bandes ersparen dem Rezensenten, auf die einzelnen Artikel getrennt einzugehen. Daher wird eine Gesamteinschätzung des Werkes versucht.

Die Initiative, den Geschichtsunterricht in den drei Gebieten miteinander zu vergleichen, ist zu begrüßen. Daß es sich nur um eine erste Bestandsaufnahme handelt, soll den Organisatoren nicht unbedingt angelastet werden. Unter den gegebenen Umständen (fehlende wissenschaftliche Studien, schwer zugängliche Quellenlage usw.) war höchstwahrscheinlich nicht mehr zu erreichen. Der informative Charakter der einzelnen Artikel ist jedoch nicht zu unterschätzen und ermöglicht den

notwendigen gegenseitigen Informationsaustausch, der bisher weitgehend fehlte und auf dem weitere Kontakte bzw. Studien aufbauen können.

Wenig thematisiert wird der Begriff der Großregion Saar-Lor-Lux selbst: ist dieser Begriff (Region im deutschen, Raum (espace) im französischen Titel) der geeignete territoriale Rahmen, um der Frage nach der Identitätsbildung nachzugehen? Natürlich werden in Grenzländern patriotische Gefühle besonders gepflegt. Und daß dieser Patriotismus verschieden ausfiel, je nachdem man sich im annektierten Teil Lothringens, im preußischen Saarland oder auch im nationalen Großherzogtum Luxemburg befand, dürfte auf der Hand liegen. Der Unterscheidung zwischen regionaler und nationaler Identität wird jedoch meines Erachtens nicht genug Bedeutung beigemessen. Allgemein ist festzuhalten, daß der Begriff der Identität (in der Einzahl im deutschen, in der Mehrzahl mit dem zusätzlichen Adjektiv „collectives“ im französischen Titel) in diesem Band fast nirgendwo kritisch hinterfragt wird. Das Fehlen eines theoretischen Rasters bzw. Fragekatalogs könnte eine, wenn auch nicht die einzige Erklärung dafür sein, daß man den roten Faden in den verschiedenen Aufsätzen vermißt. Die sich daraus ergebende Heterogenität muß man nicht unbedingt als Vorteil gelten lassen, wie die Herausgeber es tun.

Homogenität gibt es allerdings bei der gelungenen und nütz-

lichen Auswahl der Illustrationen: es handelt sich meistens um Titelseiten bzw. Textbeispiele aus Lehrbüchern.

Ein wesentliches Problem betrifft den gesamten Band: die Diskrepanz zwischen den Lehrplänen und -büchern auf der einen, der konkreten Schulwirklichkeit auf der anderen Seite. Auch die ausführlichsten Überlegungen über ministerielle Rahmenrichtlinien bzw. über Form und Inhalt der Lehrbücher sagen noch nichts aus über die effektive Situation im Klassensaal. Gerade die Beantwortung dieser Frage ist jedoch im Zusammenhang mit dem Thema des Buches von entscheidender Bedeutung. Eine Reihe von Autoren sind sich dieses Pro-

blems bewußt. Den Schulalltag zu erfassen dürfte wegen fehlender Quellenlage für den Anfang des Jahrhunderts allerdings schwierig sein; mit den Methoden der mündlichen Geschichte, mit der Auswertung von Tagebüchern, Memoiren und Eintragungen in Klassenbüchern dürfte für die letzten Jahrzehnte jedoch noch manches herauszuholen sein. Eine Folgetagung ist also unbedingt erforderlich und erstrebenswert.

Die allgemeinen Schlußfolgerungen der Tagung hatte man eigentlich erwartet: die Instrumentalisierung des Geschichtsunterrichts für politische Zwecke, sei es regional, national, oder auch ideologisch; die Legitimation heutigen Handelns

durch Geschichte, auch wenn dafür historische Entwicklungsstränge und Kontinuitäten künstlich fabriziert werden müssen; der zaghafte Versuch einer Neuorientierung in den 70er Jahren mit unterschiedlichen, im übrigen auch schwer meßbaren Erfolgen; der unterschiedliche Stellenwert regionaler Geschichte (als eigener Ansatz mit eigenen Lernzielen oder einfach nur als Illustration der „allgemeinen“ Geschichte). Die Beantwortung der Frage nach dem, was denn eigentlich gelernt wird, was hängenbleibt, wird offen gelassen, nicht nur bei dieser Publikation.

Jean-Paul Lehnert

Industriegeschichte, saarländisch

Walter Marzen: Die saarländische Eisen- und Stahlindustrie 1430–1993. Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1994, 167 S.

Walter Marzens Buch beansprucht, die Geschichte der Eisenverhüttung im Saarland von ihrer ersten urkundlichen Erwähnung bis in die Gegenwart darzustellen. Von einem solchen Unternehmen würde man erwarten, daß es zumindest die Grundlinien der Entwicklung herausstellen würde:

– die besonderen Struktur-schwächen, die sich seit der Entstehung der großindustriellen Eisen- und Stahlproduktion im Saarrevier herausgebildet

und das Schicksal der Branche bis in die jüngste Vergangenheit bestimmt haben,

– die für die Saarregion über lange Zeit kennzeichnende Form von Unternehmerschaft, die im „System Stumm“ ihre deutlichste Ausprägung fand,

– die besonderen politischen Rahmenbedingungen in Gestalt der zweimaligen Abtrennung von Deutschland, die sich der wirtschaftlichen Bedeutung des Montanreviers verdanken und die soziale und wirtschaftliche Sonderentwicklung des Gebietes noch verstärkt haben.

Zu diesen Grundthemen saarländischer Industriegeschichte finden wir in Walter Marzens

Buch zwar einiges an Information, doch muß bezweifelt werden, ob es einem Leser ohne weitere Vorkenntnisse, an den sich eine kursorische Abhandlung in erster Linie wendet, gelingt, die großen Entwicklungslinien zu erkennen. Die Darstellung folgt der vorhandenen Literatur, was kein Einwand wäre, würden nicht stellenweise fast wörtlich ganze Textabschnitte übernommen, woraus Brüche und Überschneidungen entstehen.

So ist ein Kapitel den „Sozialpolitischen Konflikten im Königreich Stumm“ gewidmet. Motive, Methoden und Wirkung dieser Form der industriellen

Despotie werden aber nur ansatzweise deutlich. Die Feststellung, daß es „weniger um ökonomische als mehr um weltanschauliche Konflikte“ (S. 34) gegangen sei, läßt die Frage nach dem ökonomischen Nutzen der rigiden „weltanschaulichen“ Kontrolle offen. Ob Lohnpolitik und Arbeitsbedingungen wirklich „weitgehend den Wünschen der Arbeitnehmer“ entsprachen (ebd.), ist so ohne weiteres nicht festzustellen, schließlich wurden sie nicht gefragt und dort, wo sie ihren Unmut einmal äußerten, umgehend aus dem „Königreich“ vertrieben.

Leider wird die Entwicklung der Arbeitsbeziehungen nicht weiterverfolgt. Nicht zuletzt aufgrund der besonderen arbeitsrechtlichen Bedingungen der beiden „Saargebiets“-Zeiten hat sich Stumms Erbe in modifizierter Form bis in neuere Zeit erhalten. Während sich der Abschnitt über die zwanziger Jahre an die fundierte Arbeit von Wolfgang Latz anlehnt,

werden die fünfziger/sechziger Jahre eher kurz abgehandelt. Zu fragen wäre, in welchem Maße die verspätete Eingliederung in die Wirtschaft der BRD zum Wettbewerbsrückstand der Saarhütten beigetragen hat, inwieweit sich vorhandene Struktur Schwächen in dieser Zeit verstärkt haben und welchen Anteil die Versäumnisse nach der Rückgliederung an der späteren Misere hatte.

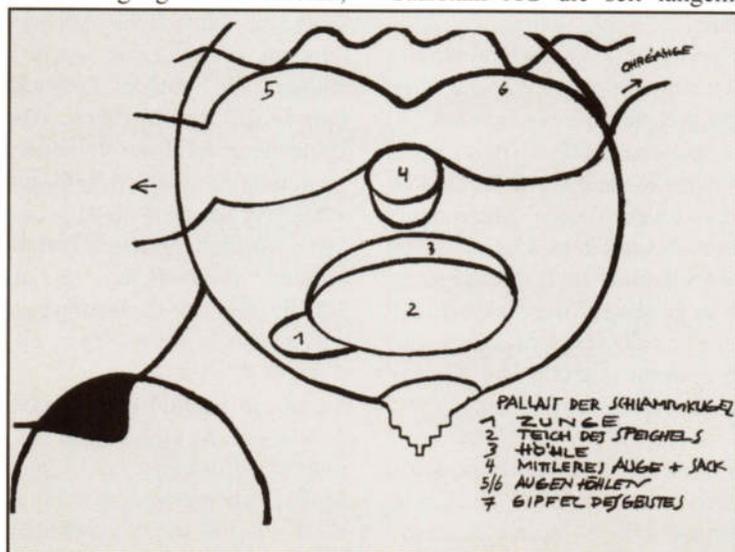
Einen Schwerpunkt des Buches bildet die Restrukturierung nach Beginn der Stahlkrise. Hier liegt erstmals eine zusammenfassende Darstellung vor, sieht man von der eher dokumentarischen Zusammenstellung „Die Zukunft mit Hüttenfeuer“ ab, die von der IG Metall Völklingen herausgegeben wurde. Zu Recht weist der Verfasser auf die Bedeutung der Stahlstiftung hin, die eine einigermaßen sozialverträgliche Regelung des Personalabbaus ermöglicht hat. Deutlich wird zudem, daß mit Bildung der Dillinger Hütte Saarstahl AG die seit langem

überfällige Konzentration von Produktionsstätten und Neuordnung der Eigentumsverhältnisse zum Abschluß gekommen ist. Mit dem Konkurs der Saarstahl AG 1993 wurden die Ergebnisse der Restrukturierung jedoch schon wieder in Frage gestellt.

Angesichts von Wiederholungen und Unklarheiten wäre dem Verlag die Beschäftigung eines Lektors anzuraten. Auch entsteht der Eindruck, als sei darauf verzichtet worden, den Text Korrektur zu lesen. Neben verschiedenen Druckfehlern lesen wir: „Allerdings bleibt die Herstellung von Thomas-Stahl weiterhin vorherrschend. Sie beläuft sich 1913 auf 42.979 t gegenüber 19.785 t Elektrostahl.“ (S. 144) Tatsächlich waren es 422.979 t Thomas- und 10 785 t Elektrostahl.

Einspruch möchte ich gegen ein Fazit des Verfassers erheben, das gleich zweimal im Text erscheint: „Der Markt hat den ‘Stahlbaronen’, deren soziales Engagement nicht vergessen werden sollte, die Rechnung präsentiert. Sie haben die Zeche bezahlt – mit der Verlust ihrer Zechen.“ (S. 10 u. 156). Davon abgesehen, daß die „Stahlbarone“ keine Zechen zu verlieren hatten, waren und sind es die Belegschaften und die Steuerzahler, die die Zeche für langjährige Versäumnisse der Unternehmerseite zu bezahlen haben.

Harald Glaser



Tiefschürfendes über ein Grubenrevier

Jürgen Karbach, Paul Thomes: *Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Saarlandes (1792–1918)* (= *Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes*, Bd. 3, 2. Teil = *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, N. F. Heft 5). Selbstverlag Saarbrücken 1994, 352 S.

Saarländischer Fleiß und saarländische Biederkeit haben so manche Tonne Kohle und so manchen Stahlträger auf den Markt gebracht. Der Profit daraus ist, wie man der Region bis heute ansieht, überall realisiert worden, nur hier nicht. Die regionale Wirtschaftsgeschichtsschreibung hat so mancherlei empirische Information zutage gefördert. Den intellektuellen Gewinn daraus zu ziehen überläßt sie anderen. Ihr methodisches Niveau entspricht dem technologischen der untergegangenen Montanindustrie, deren Sache die „intelligenten Produkte“ bekanntlich nicht waren.

So platt diese Widerspiegelungsthese erscheinen mag, die seit 1960 erscheinende „Geschichtliche Landeskunde“ des Historischen Vereins zwingt dazu, sie zu vertreten. Selbst der neueste, im vergangenen Jahr erschienene Band bleibt ihrer Tradition in von keiner wissenschaftlichen Innovation zu erschütternden Treue verbunden.

Das Werk will die zum Thema erschienene Literatur und einige ganz wenige gedruckte Quellen handbuchartig zusammenfassen. Zwar fehlt unentschuldig der

im Titel versprochene sozialgeschichtliche Teil, der wirtschaftsgeschichtliche jedoch schafft es, den Gehalt an quantifizierenden Fakten, den die bisherige Forschung erbracht hat, in eine saubere und ordentliche Chronologie zu bringen.

Auf Reflexionen über Zusammenhänge, über die Eigenarten der saarländischen Wirtschaftsentwicklung, über deren Gründe und ihre Bedeutung für Gesellschaft, Politik und Kultur wird vollständig verzichtet. Dies ist wohlgetan, denn die vierseitige „Bilanz“ am Schluß des Buches läßt erahnen, was dabei herausgekommen wäre, wenn die Autoren den sicheren Boden der Fleißarbeit verlassen und sich ein paar eigene Gedanken gemacht hätten. Da erfahren wir erstaunt, daß das „19. Jahrhundert (...) als Epoche des Wandels in die Geschichte eingegangen ist“ und „daß die Zeitgenossen den Umbruch am eigenen Leibe erleben konnten, was bis dato nie der Fall gewesen war“ (S. 230). Die für Industrie und Gesellschaft der Saargegend bezeichnende, von der regionalen Geschichtswissenschaft ebenso hartnäckig wie falsch als „Patriarchalisches System“ gekennzeichnete Herrschaft der wenigen Großunternehmen über ihre dörflichen und kirchenfrommen Arbeiter – in der Tat eine den Feudalismus in den Schatten stellende, buchstäblich totale Form einer quasmilitärischen Machtausübung – wird mit der hierzulande seit jeher üblichen Sowohl-als-auch-Salomonik abgehandelt. Der Leser wird mit der conclusio

entlassen, daß „trotz aller berechtigter Kritik unter dem Strich die positiven Momente dieses spezifisch saarländischen Weges in die moderne Industriegesellschaft nicht eben leicht wiegen“ (S. 233).

So macht diese auf den ersten Blick konventionelle Faktenkompilation zum Schluß doch noch eine mentalitätsgeschichtliche Aussage über ein Land, wo „Mein Knecht!“ bis heute eine liebevolle Anrede ist. Die Autoren reflektieren zwar nicht die langfristigen sozialisierenden Wirkungen der saarländisch-autoritären Gesellschaftsgeschichte, aber sie geben *in personae* ein lehrreiches Beispiel von saarländischem Fleiß und saarländischer Biederkeit.

Hans Horch

Frisch eingetroffen:

Klaus Bernarding: *Voltaire in Briefen. Eine Portrait-Skizze*. Röhrig-Verlag, St. Ingbert 1995.

Edith Braun: *Schaff ebbes*. Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1995.

Ein Dialog zwischen Blinden und Taubstummten. Der VS-Kongreß 1984 in Saarbrücken. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Ralph Schock, Klaus Behringer, Uschi Schmidt-Fehringer. Gollenstein Verlag.

75 Jahre Volkshochschule. Hrsg. v. Detlef Oppermann, Paul Röhrig. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 1995.

Wanderungen in die Industriestädte

Zur Sozialgeschichte der Saar-Lor-Lux-Region

Stefan Leiner: Migration und Urbanisierung – Binnenwanderungsbewegungen, räumlicher und sozialer Wandel in den Industriestädten des Saar-Lor-Lux-Raumes 1856–1910. Veröffentlichungen der Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Band 23. Kommissionsverlag: Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1994, 443 S.

Stefan Leiner beschäftigt sich in seiner Doktorarbeit mit einem Themenkranz, der ausgesprochen aktuelle Bezüge hat, methodisch und konzeptionell eine bedeutende fachbezogene Weiterentwicklung darstellt und dessen Präsentation sich darüber hinaus auszeichnet, daß – trotz aller Liebe zum Detail, wie sie der akademischen Zunft nun mal eigen ist – der rote Faden in der Argumentation erkennbar bleibt. Es ist ein in vielfacher Hinsicht spannendes Werk.

Leiners Konzept: „Ziel der vorliegenden Studie war die Analyse von Intensität, Richtung, Zusammensetzung und Folgeerscheinungen der Binnenwanderungsbewegungen sowie der Auseinandersetzung der Zeitgenossen mit diesem Massenphänomen im Raum Saar-Lor-Lux zwischen 1856 und 1910. Hierzu wurden in exemplarischer Weise die drei Städte Malstatt-Burbach, Diedenhofen und Esch/Alz. einer vergl. Betrachtung unterzogen.“ (S. 319)

In den drei Städten wurden aus den Melderegistern Stichproben gezogen. Die so ermittelten Datensätze enthielten Angaben über Geschlecht, Geburtsdatum,

Geburtsort, Konfession, Familienstand, Nationalität, Beruf, Herkunftsort, Zielort (bei Abwanderungen), Anzugs- bzw. Abzugs-/Umzugsdatum, Straße und Hausnummer der Wohnung sowie Vermieter. Darüber hinaus wurden Ergebnisse der Volkszählungen im fraglichen Zeitraum miteinbezogen. Leiner hat auf dieser Basis eigene Berechnungen angestellt: Dauer des Aufenthaltes, Distanz der letzten Wanderung, sozialer Rang, Branche etc. Die Daten der Melderegister wurden mit Methoden der Zeitreihen- und der Clusteranalyse bearbeitet, um Typologien des Wanderungsverhaltens, der beruflichen Schichtung und der Wohnviertel zu bilden. Es handelt sich um ein elaboriertes methodisches Vorgehen, in dem das Spektrum der empirischen Sozialforschung aufgabengemäß angewendet wurde.

Der einzelfallbezogene Erhebungsansatz über die Melderegister ermöglicht es Leiner, Erkenntnisse zu gewinnen, die der sozialgeschichtlichen Forschung über die Region bislang verschlossen waren: Die Etappenwanderung zwischen bereits industrialisierten Gebieten und die extrem kurze Verweildauer in den jeweiligen Industriezonen. Das Volumen der Migration in den drei Städten entsprach durchaus dem Niveau der großstädtischen Binnenwanderung. In Malstatt-Burbach stieg die Bevölkerungszahl in den fraglichen Jahrzehnten um das Elfache. Die Stadt brauchte 18 Wanderungsfälle, um einen Seßhaften zu gewinnen. Im Unter-

schied zur großstädtischen Situation handelte es sich aber in der Saar-Lor-Lux-Region nicht in erster Linie um eine Land-Stadt-Wanderung. Die Migranten in den wachsenden Industriestädten in der Saar-Lor-Lux-Region kamen häufig schon aus einer anderen industrialisierten Zone. Wanderungen – auch über größere Distanzen – waren keine Seltenheit. Neben der Population von Ausländern aus den jeweils angrenzenden Nationalstaaten gab es eine bedeutende Fernwanderung italienischer Arbeitskräfte. Für viele Migranten war der Aufenthalt in den wachsenden Industriestädten im Saar-Lor-Lux-Raum lediglich ein zeitlich eng begrenzter Zwischenstopp auf ihrer Wanderung durch die Industrielwelt. Dies hatte zur Folge, daß die Wohnungen, deren es zu wenige gab, häufig gewechselt wurden, was den Zustand der oft in aller Eile erstellten Gebäude nicht verbessert hat. Kam die drangvolle Enge in den Wohnungen hinzu: In den drei Städten standen den Bewohnern im Durchschnitt zwischen sechs und acht Quadratmeter Wohnfläche zur Verfügung. Zur Wohnungsnot gesellten sich die unwirtliche Umgebung im städtischen Umfeld, der lange andauernde Mangel an öffentlicher Infrastruktur und die chaotischen hygienischen Verhältnisse in den Stadtvierteln der Migranten. Die Ausgrenzung von Randgruppen, „Nischenkulturen“, ersetzte für die politischen Institutionen die Auseinandersetzung mit der sozialen Lage der Migranten. Ausländer spielten

dabei die Schlüsselrolle der Sündenböcke. Verstöße gegen die staatlichen Normen und die betrieblichen Ordnungen führten bei Ausländern in der Regel zur Ausweisung.

Es ist nicht nur der sozialgeschichtliche Ansatz an Leiners Werk, der den Reiz ausmacht: Die Migration der Erwerbstätigen in einem industriellen Grenzraum ist bislang nicht erforscht worden. Der Migrationsforschung werden von Leiner die nationalstaatlichen Fesseln genommen. Migration hatte bislang die nationale Grenze als Bezugspunkt. Wer beispielsweise vom Regierungsbezirk Trier nach Luxemburg zog, um dort zu arbeiten, war jemand, der im großen Topf der Außenwanderung landete, obwohl die zurückgelegte Entfernung nur wenige Kilometer betragen haben mag. Migration in der Industriegeschichte wurde zudem hauptsächlich als solche vom Land in die wachsenden Großstädte analysiert. Leiners Ansatz, die Migration zwischen Industriezonen grenzüberschreitend zu untersuchen, ist daher ein Novum. Wie sich zeigt, spielte die nationale Grenze für die Arbeitnehmer vor hundert Jahren auch nicht die Rolle, die sie im nunmehr vereinten Europa immer noch hat. Es mag nur vordergründig eine Ironie darstellen, daß ein Sozialhistoriker ein von Politik und Öffentlichkeit als modern eingestuftes Thema (Saar-Lor-Lux) aufgreift und zu Ergebnissen kommt, die in der Gegenwart ein wenig als Zukunftsmusik gelten können: Die Migration über Grenzen hinweg, wie es den Bedürfnissen der Menschen nach Arbeit entsprach. Für die Arbeitnehmer in der industriellen Hochzeit war Saar-Lor-Lux in einer Weise gelebte Realität, die fast wie eine Utopie wirkt.

Leiners Werk ist auch in einem anderen Sinne modern – in der Frage nämlich, wie man mit Ausländern umgeht. Das Werk zeichnet in diesem Punkt eine traurige Kontinuität zur Gegenwart: Die Ausländer als Sündenböcke; Ausländerpolitik als eine Aufgabe vor allem der Organe der inneren Sicherheit. Daß es sich dabei nicht um eine spezifisch deutsche Debatte handelt, zeigt Leiner an einem Zitat aus einer luxemburgischen Zeitung: „Für die Fremden besteht im Großherzogtum die größte Freizügigkeit (...) Kein Wunder, daß das Land von fremden Vagabunden und Landstreichern förmlich überfüllt ist und die Verbrecher dasselbe zum willkommenen Schlupfwinkel aufsuchen.“ (S. 254). Ersetzt man den Begriff des „Fremden“ mit dem zeitgenössischen des „Asylbewerbers“, ergibt sich eine erschreckende Aktualität. „Fremde“ waren – in heutigen Zugehörigkeiten gemessen – Saarländer im „eigenen“ Land. Wer dem bayerischen Teil entstammte (z. B. aus St. Ingbert kam), war in Malstatt-Burbach für die Behörden ein verdächtiger „Ausländer“.

Eine weitere – höchst aktuelle – Form der Behandlung von Ausländern bezieht sich auf ihre Rolle als „industrielle Reservearmee“. Solange die Fabriken Arbeitskräfte brauchten, waren die Ausländer willkommen; ging es wirtschaftlich schlecht, wollte man sie loswerden. Aus dem Jahre 1902 stammt ein Zitat Leiners, das sich auf kommunale Arbeitsmarktpolitik bezieht: „Im Rahmen der Massenentlassungen des Frühjahrs 1902 teilte daher der Saarbrücker Landrat dem Malstatt-Burbacher Bürgermeister mit: „Der Herr Minister hat darauf hingewiesen, daß es erwünscht sei, im Hinblick auf den beste-

henden Arbeitsmangel die Vergebung von Wege-, Pflasterungs- und Erdarbeiten an Unternehmer möglichst an die Bedingung zu knüpfen, daß von diesen nur inländische Arbeiter verwendet werden.“ (S. 265).

Das Boot ist voll: Die Asyldebatte – und nicht nur die – läßt grüßen. Leiner: „Die Komplexität des Wanderungsgeschehens wurde offenbar nicht erfaßt, die Problematik in der innenpolitischen Diskussion allzu oft auf die Ausländerthematik reduziert und damit an den eigentlichen sozialen Problemen vorbeigeredet.“ (S. 254). Mit der heutigen weltweiten Vernetzung der Märkte und Informationswege müßte auch eine entsprechende „Weltsozialpolitik“ bzw. die Perzeption der weltweiten Armut verbunden sein. So gesehen ist die auch unter Politikern allzu gängige Bezeichnung der Asylbewerber als „Wirtschaftsasyllanten“ nur die zeitgenössisch bedingte Variante der alten falschen Einstellung, Stammtischparole wie die der Urgroßväter. Die Welt war für die Urgroßväter nur kleiner, als sie sich dem Zeitgenossen darstellt. Die Reaktion der meinungsbildenden Bevölkerungskreise und die Inkompetenz der politischen Institutionen, mit der Migration in humaner Weise umzugehen, haben sich nicht geändert. Dies bezeichnet den bedrückenden Eindruck, den man aus der ausgezeichneten Studie Leiners für die aktuelle politische Diskussion ziehen kann.

Bernd Grass

Autorinnen und Autoren

Till Adam, west in der Vierung, macht Musik, studiert Philosophie in Mainz, hat keine Haare und ist blind wie ein Maulwurf, Zubereiter einer beidseits des Rheins legendären Aioli

Lothar Baier, geb. 1942; lebt als freier Autor in Frankfurt/M.; letzte Buchveröffentlichung: „Ost-West-Passagen“, München 1995

Steffen Bohl, Abitur 1995, demnächst Zivildienstleistender

Dirk Bubel, Projektberatung bei „Arbeit und Kultur Saarland GmbH“

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt in Saarbrücken; Schwerpunkt seiner Tätigkeit ist das Asyl- und Ausländerrecht

Helge Dawo, geb. 1962; Buchveröffentlichungen: „Quecksilber u. andere giftige Erzählungen“, Sbr. 1991; „Gudrun und der schweigsame Vater“, Sulzbach ²1994

Fidel Flaneur, mal philanthropischer, mal misantropischer Beobachter städtischer Szenen; lebt in Saarbrücken

Jan Freigang, geb. 1975, Mensch, Europäer, Saarländer wider Willen, Generation X; techn. Besonderheiten: teilweise unvorhersehbare Funktionsabweichungen bis hin zum Kabelsalat, besonders geeignet für: die Anfertigung ausufernder Artikel über die eigene Befindlichkeit

Stefan Fricke, geb. 1966, M.A., Mitarbeiter am musikwissenschaftlichen Institut der Universität des Saarlandes

Barbara Froehlich-Schmitt, freiberuflich tätig als Diplom-Biologin und Journalistin; seit Januar 1995 Vorsitzende des Saarländischen Berufsverbandes der Landschaftsökologinnen und -ökologen

Manfred Geiger, geb. 1948, Soziologe

Alexander Geisler, geb. 1975, lebensfroher humorvoller Krebs mit Hang zur Mystik, Renaissancemensch vom Ludwigsgymnasium zu Saarbrücken, Abitur 1994, Karrierestudent in Mainz und pathologischer Lügner (immer und überall), freier Künstler, Herzensbrecher und Lebensberater

Harald Glaser, Sozialwissenschaftler und Historiker; beschäftigt sich u. a. mit Industriegeschichte und arbeitet zur Zeit an Besichtigungskonzepten für das Industriedenkmal 'Völklinger Hütte'

Heike Graf, Abiturientin; hat den Wunsch Film- und Theaterwissenschaften zu studieren und nebenbei als Sängerin weltberühmt zu werden

Dr. Bernd Grass, Sozialwissenschaftler; Mitarbeiter in der „Beratungsstelle für sozialverträgliche Technologiegestaltung e. V.“ (BEST), Saarbrücken

Univ.-Prof. Dr. Klaus Grupp, geb. 1940 in Berlin; seit 1987 Inhaber des Lehrstuhls für Öffentliches Recht an der Universität des Saarlandes

Sven Hess, geb. 1974 in Saarbrücken, 1994 Abitur; seither Freiwilliges Soziales Jahr; Studium der Religionswissenschaften geplant

Bernd Hoffmann, geb. 1951; Stadtplaner in Saarbrücken

Dr. Hans Horch, Ausbildung als Deutschlehrer und Sozialwissenschaftler; in der außerschulischen Jugendbildung beschäftigt

Barbara Legner, geb. 1975, Abitur 1994; studiert Kommunikationswissenschaften in Leipzig

Dr. Jean-Paul Lehnert, geb. 1948; lehrt Geschichte der Neuzeit am Centre Universitaire in Luxemburg; Mitbegründer des „Arbeitskreises zur Geschichte der Industrialisierung im Saar-Lor-Lux-Raum“

Armgard Müller-Adams, studiert in Saarbrücken Germanistik und Anglistik; Mitglied des Fachschaftsrates Anglistik und Liste UNiMut/GAL

Elisa Müller-Adams, studiert in Saarbrücken Anglistik, Germanistik und Komparatistik; bastelt z. Zt. an ihrer Magisterarbeit über Melusinen und Undinen in der Literatur

Sirku Plötner, geb. 1976; Schülerin am Ludwigsgymnasium in Saarbrücken

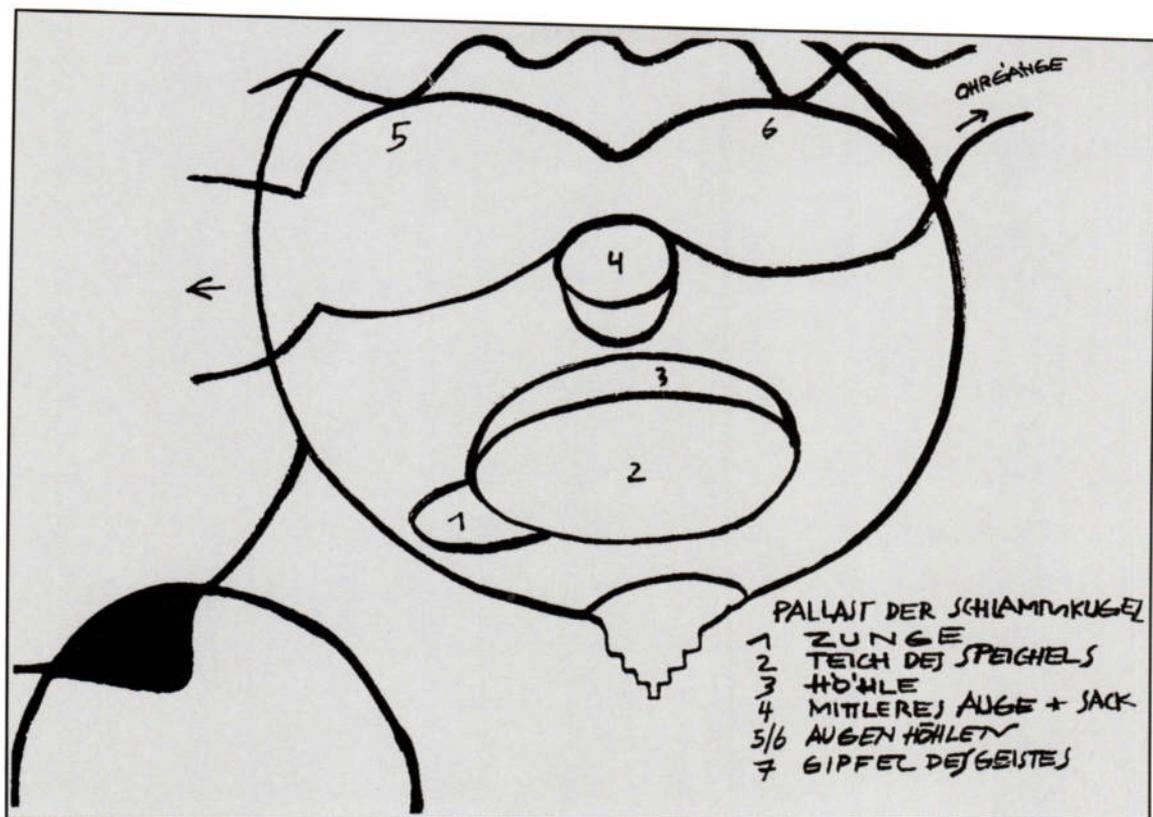
Dr. Waltraud Schiffels, geb. 1944, Studium der Germanistik, Pädagogik, Philosophie und Geschichte; Fachbereichsleiterin für Kultur an der Volkshochschule Saarbrücken

Assessor Ulrich Stelkens, geb. 1967 in Köln; seit 1991 Mitarbeiter am Lehrstuhl für Öffentliches Recht an der Universität des Saarlandes

Heike Wagner, geb. 1975 in Saarbrücken, 1994 Abitur; studiert Germanistik und Sport in Saarbrücken

Jörg Wagner, geb. 1975; z. Zt. Sport-Zivi im Institut für Sport und Leistungsmedizin der Universität des Saarlandes; eigentlich echter Saarländer, aber vor Wechsel in den Ruhrpott, wenn die Uni mitspielt; angehender Journalist?; hauptsächlich Ruderer; Fernziel: Teilnahme Olympische Spiele 2000 in Sydney

Hannah Wilhelm, geb. 1978; sucht immer noch nach ihrer Identität, Hinweise aus der Bevölkerung auf eine ihr zuzuordnende Lebensform erwünscht, werden bei Erfolg mit einer Belohnung honoriert; wenden Sie sich bitte an: H.W., Pirmasenser Str., Sbr.



Suse Wiegand

1958 geboren in Düsseldorf
 1978–84 Studium in Berlin,
 Meisterschülerin Prof. Geccelli
 1985/86 DAAD London
 1988 Kunstfond Bonn
 1990/91 Eurocréation Glasgow
 1991 Förderpreis der Stadt Düsseldorf
 1993 Atelierstipendium USA
 1995 Atelierstipendium London
 lebt und arbeitet in Düsseldorf und
 London

Einzelausstellungen:

1985 Galerie Petersen Berlin (Katalog)
 1987 Museum Kranenburg (Buch)
 Projekt Werkstattausstellung Münster
 Galerie Ute Parduhn
 1989 Brühler Kunstverein
 1990 Galerie Ute Parduhn (Katalog)
 Artothek Bonn
 Galerie Spiecher, Viersen
 1991 Galerie von der Mulwe, Aachen
 Forum Bilherstraße, Düsseldorf
 (Katalog)

1993 Forum Alte Post, Neuss (Katalog)
 Edition Klöckner, Düsseldorf
 Chesil Gallery, England
 1994 Garden of Zodiac, Omaha, USA
 Galerie von der Mulwe, Aachen
 1995 Galerie Porduhn, Düsseldorf
 Gasworks, London
 Kö 106, Düsseldorf
 1996 Kunstverein Krefeld

Beteiligungen:

1986 Morley Gallery London
 1987 Griffelkunst Hamburg
 1988 Galerie Ute Porduhn
 1989 5 Stipendiaten, Kunsthaus Hamburg
 3 Zeichner, Kampnagelfabrik
 Hamburg
 von der Heyd Museum Wuppertal
 1990 Deutscher Künstlerbund
 1991 Transmission Gallery Glasgow
 1993 Künstlerhaus Dortmund
 „Naturkunde“ (Turm), Köln
 1994 „Naturkunde“, Budapest
 1995 Klingensmuseum Solingen
 Box II Rivet, Köln

